

Urbach – Geschichten & Geschichte



MUSEUM AM
WIDUMHOF



Die Geschichte des...
Einmal im Jahr...

Die letzten Kriegstage 1945 in Urbach
Bomben, Feuer und dann nichts zu beißen
Am 20. April vor 70 Jahren...

Einige Straßennamen gehen bis in das zwölfte Jahrhundert zurück
Maner etwas Nenns...

Wie heute – so ging es auch damals um
Wilmens Spiel...

in ihren Kellern auf den US-Einmarsch
in ihren Kellern...

chen Gewichten, den murrenden Lehrer
Gewichten, den murrenden Lehrer...

Wie warnen
Und außerdem...

Urbach – Geschichten & Geschichte

Betrachtungen von Wilhelm Spieth



MUSEUM AM
WIDUMHOF

Schriftenreihe
Museum am Widumhof
Band 5 (1999)

Schriftenreihe
Museum am Widumhof

Band 5 (1999)

Herausgeber: Museum am Widumhof, Urbach
Bearbeitung und
Konzeption: Josef Toth
Walter Wannenwetsch
Fotos: Alfred Blümle
Lektorat: Jürgen Schunter
Satz und Repro: Rapp Drucksachen-Marketing, Urbach
Druck: Druckerei Roth, Urbach
Auflage: 500

Nachdruck der Zeitungsartikel mit freundlicher Genehmigung
des Zeitungsverlags Waiblingen

Die Herausgabe der Broschüre wurde freundlicherweise finanziell unterstützt
von der Firma Hermann Schiek, Urbach.

Inhalt

Geleitwort	5
Vorwort	7
In Archiven schlummert die lebendige Vergangenheit eines Gemeinwesens	9
(aus Gemeinderatsprotokollen 1875–1877)	
Aus alten Gemeinderatsprotokollen	11
(1880–1881)	
Wie heute – so ging es auch damals ums liebe Geld	14
(aus Gemeinderatsprotokollen zwischen 1894–1906)	
Die Feuerwehr trug gebrauchte Sachen und auf einen Bock kamen 100 Geißen	16
(aus Gemeinderatsprotokollen um 1880–1911)	
Komödie und Tragödie – sie lagen damals ganz dicht nebeneinander	18
(aus Gemeinderatsprotokollen 1913–1919)	
„Weihnachtsgeschenk der Heimat“ für Soldaten. Freiwillige aber schauten in die Röhre	21
(aus Gemeinderatsprotokollen 1864–1875)	
In Leder gebunden und sechs Pfund schwer: Fremd gewordene Gewohnheiten alter Zeiten	25
(aus Gemeinderatsprotokollen 1860–1869)	
Um 1862: Umweltprobleme mit stinkender Gülle und freie Stellen für Heiligenschmiede	27
(aus Gemeinderatsprotokollen 1860–1869)	
Wald-Exzesse, Unzuchtvergehen, Sünderlisten, Vorkehrungen gegen die Cholera-Gefahr	30
(aus Gemeinderatsprotokollen Unterurbach 1831)	
Umgang mit „Simpelhaften“ und Weidenrutendieben	33
(aus Gemeinderatsprotokollen Oberurbach 1832)	

Ein Spaziergang mit der „histörchenfühligen Wünschelrute“ durch Urbachs Gassen	36
Histörlisches um Urbacher Häuser und Straßen	38
Die Herren von Urbach waren nicht von der feinsten Sorte	40
Einige Straßennamen gehen bis in das zwölfte Jahrhundert zurück	43
„Wenn due dies liesest ...“	45
Buntes Allerlei aus Urbachs Handel und Gewerbe um die Jahrhundertwende	48
Die Geschichte des Abraham Schröder oder Ein Urbacher Heimkehrer von anno 1813	54
Den „Fetzen“ zu verdanken, die beim Dörrobstverkauf schummelten?	56
Murks beim Turmbau, Händel um die korrekte Besetzung eines Honoratioren-Kirchenstuhls	57
Der Urbacher Schmied isch g'schtorbe	60
Haus neben „Hauptwache“: wechselvolle Geschichte	62
In der Erinnerung Bilder aus früheren Zeiten	64
Das Nadel-Attentat und andere Schul-Histörchen	66
Alte Urbächer: gewesene Gestalten, erinnernd erhalten	68
Die letzten Kriegstage 1945 in Urbach: Bomben, Feuer und dann nichts zu beißen	70
„Als die Amerikaner in Urbach einzogen ...“	72
Weihnachtsmarkt - ein kleines ideales Staatswesen	74

„Erinnerung – die Patina am Erz des Lebens“

Wenn Anekdoten und Histörischen Erinnerungen aus Urbachs Vergangenheit wachrufen, dann verdanken wir dies Wilhelm Spieth, der bei der Durchsicht alter Protokolle und Gemeindedokumente so manches Ereignis, das „das Leben schrieb“, zu Tage förderte.

Wilhelm Spieth – gebürtiger Stuttgarter, Jahrgang 1904, jedoch Urbacher seit den 30er Jahren, Lehrer in Oberurbach 1938–1945 und 1948–1956, Rektor der Wittumschule 1956–1971, Leiter der Ortsbücherei 1956–1991 und Träger des Bundesverdienstkreuzes (1972) sowie der Bürgermedaille der Gemeinde Urbach (1992) – versteht es, in ebenso lebendiger wie unterhaltsamer Weise diese nicht alltäglichen Ereignisse von gestern und vorgestern niederzuschreiben.

Mit Humor und Feingefühl verarbeitet er auch ihm zugetragenes und selbst erlebtes oder

beobachtetes und beschrieb so manche Lebensgewohnheiten der Urbacher, die der Öffentlichkeit über die Lokalzeitung zugänglich gemacht wurden.

Mit „Urbach – Geschichte und Geschichten“ liegt Band 5 der Schriftenreihe des Museums am Widumhof vor. Es ist ein Lesebuch im wahrsten Sinne des Wortes, denn nicht nur Interessantes und Lehrreiches über das Urbach vergangener Tage ist zu erfahren, die Art, wie der Autor Geschichtliches aber auch Kurioses – und vielfach aus heutiger Sicht wundersam anmutendes – uns serviert, ist zweifellos eine literarische Gaumenfreude.

Seine Vita bringt es mit sich, dass Wilhelm Spieth seine „Urbäcker“ (Generationen gingen bei ihm in die Schule) ans Herz gewachsen sind. So verfügt er über vielfältige Einblicke in die Gepflogenheiten Urbacher Familien aber auch in die „hohe Ortspolitik“. Es gelingt

ihm – zur Freude der Leserschaft – in unverwechselbarer Weise, beobachtend und beschreibend den Spiegel auf seine Heimatgemeinde zu richten.

Den Mitgliedern der Museumsarbeitsgruppe im Geschichtsverein Urbach danke ich für die Idee, eine Sammlung Spieth'scher Aufsätze der Nachwelt zu erhalten.

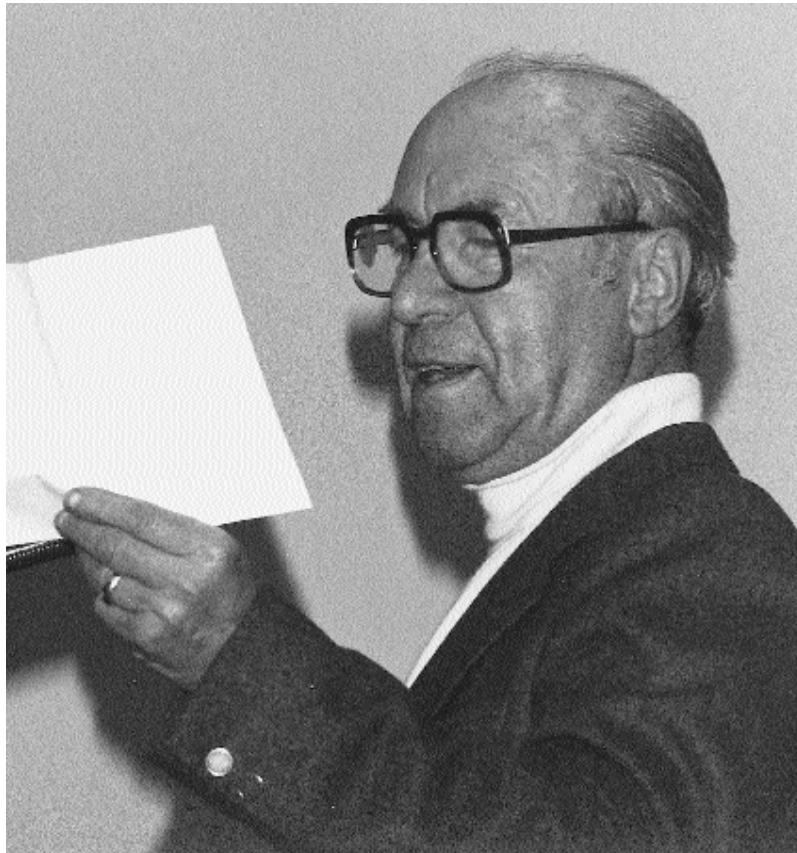
Möge die Lektüre dieser Schrift bei allen Lesern Geschichtsbe-wußtsein und Heimatverbundenheit fördern und vielleicht gar zum eigenen Erforschen Urbacher Historie animieren.

Dem Verleger der Schorndorfer Nachrichten danke ich für die Bereitschaft, die Spieth'schen Texte in einer Broschüre zusammengefasst veröffentlichen zu dürfen.



Johannes Fuchs
Bürgermeister der Gemeinde Urbach

Schon seit meiner Jugendzeit fand ich immer wieder großen Gefallen am Gestalten mit unserer schönen, reichen Sprache – so, wie andere gerne malen. Diese drängende Lust hat mich nie verlassen. Vor vielen Jahren luden die hiesigen Gewerbetreibenden zu einer großen Leistungsschau ein. Dazu sollte eine Sonderbeilage der „Schorndorfer Nachrichten“ erscheinen. Meine Frau, Tochter aus der Kaufmannsfamilie Bronn-Oetinger, und ich verfaßten dazu entsprechende Texte über Wesen und Betrieb der örtlichen Ladengeschäfte in früherer Zeit. Beim erinnernden Zusammentragen von Material geriet sie lebhaft ins Erzählen, und wahrscheinlich kam bei diesem Eintauchen in Vergangenheit in mir die Freude auf an derlei Tun, und so entstanden hernach die hier gesammelten Betrachtungen und Leseberichte, die ich einem mir vorschwebenden Kreis von Menschen als Unterhaltung bieten wollte. Manchmal ging es mir dabei betont auch darum, Empfindungen und Regungen der an Geschehen Beteiligten nachzuspüren und anzudeuten. Die hier vorliegenden Texte von mir stammen aus Zeitungsartikeln, welche seit etlichen Jahren



in den „Schorndorfer Nachrichten“ veröffentlicht wurden. Viel schriftliches Material dazu suchte ich bei wiederholten Aufenthalten in der Archivstube im Unterurbacher Rathaus. In dicke, schwere Bücher eingebundene Gemeinderatsprotokolle durchstöberte ich nach attraktiven Themen. Anderes entsprang ei-

genen Gedanken, welche ich ausgestaltete.

Weil es nicht auszuschließen ist, daß irgendein Kritikus einen falschen Namen, Begriff oder eine kleine historische Unrichtigkeit in den Ausführungen ausgeheckt, sei noch gesagt: obwohl der Geschichtsverein die folgenden Texte auswählte und heraus-

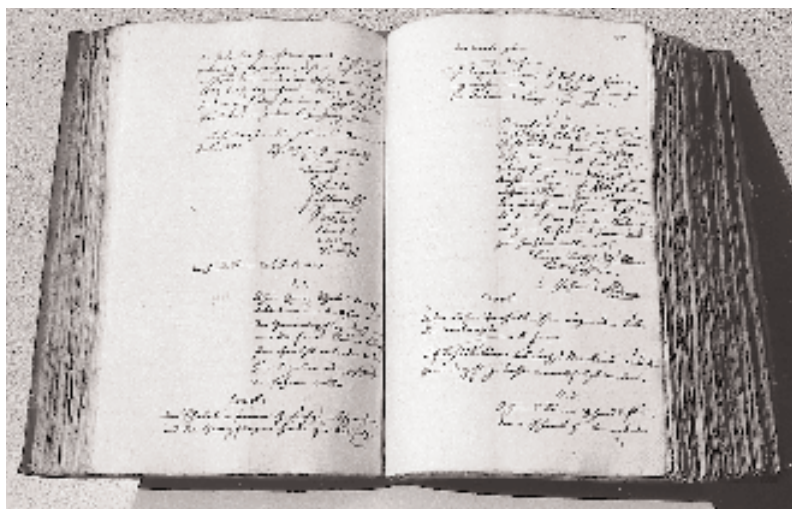
gibt, will das kleine Buch kein Geschichtsbuch sein, auch wenn es in etlichen Stücken durchaus historische Ereignisse schildert. Es möchte nur zurückblickend interessant über Geschehnisse bei den einstigen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen

Gegebenheiten in dem Lebensraum unterhalten, zu welchem der Leser gehört. Wenn einem einmal bei der Lektüre ein Bild schief hängend erscheint, möge dies nicht stören.

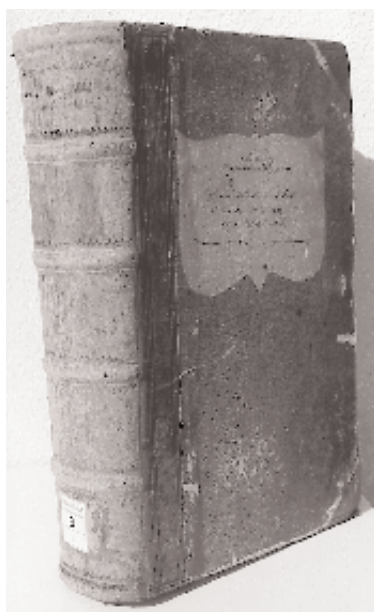
Freundlichen Dank möchte ich sagen den Herren Alfred Blümle

und Josef Toth, welche mein schlichtes Schreibwerk ins Licht hoben und dabei selbstlos ohne materiellen Lohn geschickt sehr viel Mühe und Zeit aufwandten, um dieses Unterfangen zum Gelingen zu führen.

Wilhelm Spieth



*Gemeinderats-Protokollband Oberurbach 1832 – 1836
(GA Urbach OU B 3)*



8 Tage nach Anfang der Weinlese beginnt, die gelesenen Trauben aber von den Kelterbediensteten während der Nachtzeit abwechselungsweise zu hüten sind, beschlossen, ihnen eine Belohnung aus der Gemeindepflegkasse zu verwilligen.“ Danach bekamen die Keltermeister drei Mark und die Kelterknechte zwei Mark zugebilligt. Vor der Einsetzung eines Rechners für die Schulpflege gab es einmal ein kompliziertes Vertragsgeschäft zu erledigen: „Bernhard Sch., Gemeinderat dahier, wurde unterm 19. Juni als Rechner der Schulfondspflege erwählt

und hat nun gemäß Beschlußes des Ortsschulrathes, nach welchem ihm die Einlegung einer förmlichen Caution erlassen worden ist, Caution mittelst Interession seiner Ehefrau einzulegen. Die heute vor dem versammelten Gemeinderath erschiene, mit ihrem Ehemann in erster Ehe und in landrechtlicher Errungenschafts-Gesellschaft lebende Ehefrau Caroline geb. Bauer erklärt nun – nach vorangegangener Belehrung: Nachdem meinem Ehemann, dem Gemeinderath und Bauer Bernhard Sch. hier die Stelle eines Schulfondsrechners zu Oberurbach unter Entbindung von Stellung einer Caution durch Unterpfänder oder Faustpfänder übertragen wurde, so verbinde ich, die Ehefrau Caroline, mich, für alle aus der Amts- und Cassenführung meines Ehemannes von deren Übernahme an herrührenden Forderungen der Gemeinde Oberurbach als Hauptschuldnerin zu haften. Alle dieß, in Kraft meiner Unterschrift K. Sch.“ Nicht ohne Schmunzeln wird man lesen, was sich die damalige Gemeindeverwaltung die Versorgung ihrer Wertpapiere kosten ließ: „Durch Beschluß des Gemeinderats vom 29. Februar 1876

ist die Verwahrung der bei der hiesigen Gemeindepflege vorhandenen Capitalbriefe, zur Zeit 20 000 Mark, dem Schultheißen und Ratsschreiber Krieger hier, gegen eine Gebühr von 20 Pfennig für jeden einzelnen Eintrag, übertragen worden. Nachdem aber das königliche Oberamt die Ansicht ausgesprochen hat, daß sich für diesen Fall eine Aversalbelohnung empfehle, wird heute in Betracht, daß der eiserne Schrank, in welchem die Capitalbriefe verwahrt werden, vermöge seines bedeutenden Gewichtes, weder auf dem Rathause noch in des Schultheißen Wohnung, sondern nur in der hiezu geeigneten Sakristei der hiesigen Kirche untergebracht werden konnte, wodurch die Mühewaltung eine er-

weiterte worden ist, und in Betracht, daß unter den Capitalbriefen sehr viele Staats-Schuldenverschreibungen mit halbjährlichen Zinscoupons verschiedener Verfalltermine vorhanden sind, deren Abschneiden dem Capitalverwahrer obliegt, vom Gemeinderath einstimmig beschlossen, die Belohnung des Capitalverwahrers hier vom 1. Juni 1876 an aversabitär auf jährlich zehn Mark festzusetzen. Einige alte Gewannamen, die den meisten wohl nicht mehr geläufig sind, treten in einem weiteren Protokoll auf: „Unter Bezugnahme auf die oberamtliche Anordnung vom 5. ds. Mts. wurde von dem Gemeinderath folgender Beschluß gefaßt: Die Überwachung für die Erhaltung

der Marken an Wegen, Gewanden und Wasserfurchen durch das Untergangsgericht in dem festgesetzten dreijährigen Turnus in gehöriger Weise vornehmen zu lassen, und zwar sollen womöglich untersucht werden 1877/78 Spitalrain, Rosenfeld, Banrain, Gaisdobel, Dilgenhalden, Schattenhalden, Gukenuhen, Dinkelacker und Froschäcker. An diesen Turnus sollte jedoch das Untergangsgericht nicht strenge gebunden sein. Dem Gemeindepfleger Nuding wird die Auflage gemacht, daß er vorschriftsmäßig hergerichtete Mark-, Weg- und Gewandsteine stets parat zu halten habe.“

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 28. Juni 1977

Aus alten Gemeinderatsprotokollen

URBACH. Gemeinderatsprotokolle aus der Zeit vor etwa 100 Jahren. Wer einmal rund 100 Seiten in dieser „Schrift“ gelesen hat, fühlt sich allein schon durch die altertümliche Tintenschrift, den Sprachstil, das vergilbte Papier und die Einblicke in völlig andere soziologische Verhältnisse fast

verfremdet gegenüber der heutigen Zeit. Interessant ist, daß sich in den Gemeinderatssitzungen von Oberurbach vor einem Jahrhundert die Räte Krieger, Oesterle, Bauder, Mehl, Hurlebaus, Schiek, Eisenmann, Nuding, Krötz, Daiß und Marx fast immer nur mit Problemen aus dem ört-

lichen Bereich beschäftigen und darüber Entscheidungen treffen mußten. Von „Raum“ und „Region“ war damals im Gegensatz zu heute überhaupt nie die Rede. Unser Mitarbeiter Wilhelm Spieth hat in den alten Protokollen geblättert und Interessantes, aber auch Witziges aufgeschrieben.

Die Tagelöhner, Fabrikarbeiter, Zainenmacher, Häfner, Wengerner, Ipser, Bauern, Schuster, Kutscher, Waagemeister und auch der Wundarzt und Agent – alles Berufsbezeichnungen aus einstigen Urbacher Tagen – hatten ihre eigenen Sorgen. Weil für manche der damaligen Bewohner die Einkünfte aus dem eigentlichen Beruf nicht für den Lebensunterhalt ausreichten, suchten viele zusätzlichen Verdienst aus einfachen Handelsgeschäften. So hatte der Gemeinderat allein im Jahre 1880 fast 30 Gesuche bezüglich eines Legitimations Scheins für einen solchen Handel zu beschließen. Das sah dann im Protokoll so aus:

„Die Ch. Sch., ledig, von hier, welche bisher im Besitze eines Legitimationsscheins zum Betrieb eines Handels im Umherziehen mit Hefe, Victualien, Sämereien und Rührlöffeln gewesen ist, will um Ausstellung eines neuen Scheins für das Jahr 1880 nachsuchen.“ „Und es wurde bezeugt, daß bei der Nachsuchenden seit der Ausstellung des früheren Zeugnisses keine Änderungen eingetreten sind und daß die Bittstellerin zur Gewerbesteuer eingeschätzt ist.“

Andere wollten mit Wecken,

Holzwaren, Spezereien, Schuhen, Nadlerwaren, Druckschriften, Saiten, Lumpen, Wichse, Faden, Galanteriewaren, Waschklammern handeln. Auch sonst „juckte“ es offenbar viele, sich auswärts umzusehen. So fällt auf, daß in den Protokollen eine feststehende Wortformel immer wieder auftaucht. Da heißt es dann jeweils: „Die 24 Jahre alte ledige F. K. K., Tochter des Glasers und Lammwirts hier, beabsichtigt, nach Amerika zu reisen, ohne förmlich dahin auszuwandern, und will nun um Ausstellung eines Reisepasses nachsuchen.“ Diese Wendung kehrt in allen derartigen Fällen regelmäßig wieder. Offensichtlich konnte man damit weitergehende Umständlichkeiten umgehen, die bei erklärter Auswanderung entstanden wären. Ein Bürger beantragte sogar einen Paß für den Aufenthalt in Rußland. Die Gesuche wurden dem „Königlichen Oberamt Schorndorf“ zugeleitet mit dem Vermerk, daß der Antragsteller „ein gutes Prädikat besitzt“ und zur Zeit in keine Untersuchung verwickelt ist.

Aber es gab auch einzelne Bürger mit schlechten Prädikaten. Da mühte sich der Gemeinderat im Jahre 1880, einen Sektenprediger

loszuwerden: „...treibt er sich hier und in der Umgegend herum, hält Versammlungen sektiererischer Natur, läßt die ihm anhängenden Leute opfern, verwendet die eingehenden Gelder für sich, nimmt denselben außerdem noch, wo immer möglich, Geld und Vermögen ab unter dem Vorgeben, es geschehe dies für die heilige Sache...“ Und so wird beschlossen, das Königliche Oberamt Schorndorf dringend zu ersuchen, es solle dem M. R. der Aufenthalt in hiesiger Gemeinde ein für allemal unter Straf-Androhung untersagt werden.

Derlei unerwünschte Mitbürger gab es gelegentlich noch mehr. Da wird beschlossen, die Vorstrafen eines solchen, „derzeit 89 an der Zahl, durch Druck von 100 Exemplaren vervielfältigen zu lassen, da in der Regel alle 14 Tage ein Vorstrafenverzeichnis über ihn einverlangt wird“. Er ist „ein durch und durch verdorbener und herabgekommener arbeitsscheuer Mensch, für welchen die hiesige Gemeinde schon schwere Opfer zu bringen hatte“. So wird „nach gründlicher Erörterung der Sache einstimmig beschlossen: die Auswanderung des K. H. H. nach Amerika als das

einziges Mittel zur endlichen Loswerdung dieses elenden Menschen zu betrachten und die Kosten seiner Auswanderung sowie des gesetzlichen, erst bei seiner Ankunft in Amerika auszubezahlenden Taschengeldes von 10 Gulden und die Kosten eines für die richtige Einschiffung des H. unerläßlichen sicheren Begleitmannes bis zur Hafestation unter der Voraussetzung auf die Gemeindegasse zu übernehmen, daß von Seiten der gleichfalls interessierten Oberamtskorporation die Hälfte dieser Kosten übernommen und der hiesigen Gemeinde ersetzt werden."

Daß die finanziellen Mittel der Gemeinde damals sehr beschränkt waren, wird aus einer Art Bankrott-Erklärung des Gemeindepflegers Nuding vom 10. August 1881 ersichtlich: „Nuding trägt vor, daß er zur Zeit keine baren Mittel in der Gemeindegasse besitze, um die durch den Bau der Schloßgasse sowie durch eine größere Reparatur am Rathause und am Ortsbache entstehenden bedeutenden Kosten zu decken... und daß vor dem Herbste, wo Obst- und Weinerlös flüssig werde, keine Aussicht auf eine erkleckliche Einnahme an Steuern vorhanden..."



*Ereignis in der Hohenackerstraße: „Ein Andenken 1923 an die Abreise nach Amerika von A. Dölker und Wilhelm“.
(Museum am Widumhof, Foto 165)*

Daher wird der Gemeindepfleger legitimiert „zu Aufnahme eines zur Deckung der laufenden Ausgaben zu verwendenden... Anlehens zu möglichst billigem Zinsfuß im Betrag von 3000 Mark, und zwar bei der Laubstreurechts-Ablösungskasse der Gemeinde dahier 1000 Mark und bei der Kirchenbau fondspflege dahier den Rest mit 2000 Mark“. Daß „kleine Brötchen“ gebacken wurden, zeigt sich auch bei einem Beschluß, nach dem „bei künftigen Schulvisitationen an

Martini und erstmals 1880 den Schulkindern auf Rechnung der Gemeindegasse eine kleine Gabe, und zwar in der Ober- und Mittelklasse jedem Kinde 4 Bogen weißes Papier, in der unteren Klassen jedem Kinde 1 Wecken überreichen zu lassen“. 144 Mark jährlich wurden durch einen weiteren Beschluß aufgewendet, um Abteilungsunterricht in der Mittelklasse zu verbessern, „wo die Kinderzahl schon seit längerer Zeit 135 beträgt, die Normenzahl 90“.

Auch die beiden Weinbergschützen, die alljährlich und so auch im Jahr 1880 verpflichtet wurden, bekamen die Sparsamkeit der Gemeinde und die Kargheit der

Zeit zu spüren; für sie „wird eine Belohnung von je 1 Mark und 10 Pfennig für einen vollen Tag mit Nacht ausgesetzt“ und bestimmt, daß sie ihren Dienst nur an Sonn-

tagen von vormittags 11 Uhr bis nachmittags 1 Uhr verlassen dürfen.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 27. September 1977

Wie heute – so ging es auch damals ums liebe Geld

URBACH. In Prediger Salomo steht: „... und geschiehet nichts Neues unter der Sonne ...“ Dieses Wort mag einem einfallen, der wieder einmal in alten Urbacher Gemeinderatsprotokollen las. Wie heute, so ging es auch damals oft ums liebe Geld, und gab es also Finanzdebatten. So, wenn darüber abzustimmen war, ob die Winterschafweide „verliehen“ werden sollte oder nicht, und Bürgermeister wie Gemeindepfleger zuvor mahnend darauf hinwiesen, „daß bei dem dermaligen Wachsen fast sämtlicher Ausgaben, Besoldungen, Belohnungen usw. die Einnahme von 800–1000 Mark für die Schafweide nicht entbehrt werden kann, und ein etwaiger Ausfall dieser Einnahme den „Gemeindegeldschaden“ unliebsam in die Höhe steigern müßte“. Dieser Betrag erscheint eigentlich erstaunlich hoch, wenn man zum

Vergleich bedenkt, daß das Gehalt des Bürgermeisters 2000 Mark betrug. Trotzdem lehnte der Rat ab und nahm eine Erhöhung der „Gemeindegeldumlage“ in Kauf.

Gesuche um Lohnerhöhung wurden dem Gemeinderat immer wieder vorgelegt. Ob es um des Amtsdieners Jahreslohn ging, der auf 1. April 1900 von 200 zu 250 Mark steigen sollte, oder um den kargen Betrag von 2,20 Mark für die Tagelöhner oder um das Jahresgehalt des Ortsvorstehers oder schließlich um die zehn Mark, die der Kassier der Ortsparkasse fürs Jahr bekommen sollte – immer kam zum Ausdruck, daß die Gemeinde finanziell kurz treten müsse, zumal es mit der Steuermoral nicht zum besten bestellt gewesen sein muß. Da heißt es im Oktober 1898: „Die hiesige Gemeinde

gehört nicht zu den gut situierten und hat jetzt noch eine Schuldenlast von 38 000 Mark. Ihre Einwohnerschaft besteht zum weitaus größten Teil aus unbemittelten oder nur gering bemittelten Weingärtnern und Fabrikarbeitern, von denen die Steuern und Abgaben jedes Jahr nur mit großer Mühe und Widerwärtigkeiten, sehr häufig nur im Zwangswege beigebracht werden können.“ Da werden auch die beiden „Ortsschätzer“ nicht um ihr Amt zu beneiden gewesen sein, die auf Anordnung des königlichen Bezirksamts in Schorndorf in jedem Ort die Einschätzung für die Einkommensteuer vorzunehmen hatten. Nach einer Feststellung im Jahre 1905 stand einem Vermögen der Gemeinde in Höhe von 31 840 Mark eine Schuldenlast von 68 397 Mark gegenüber. Weniger, um die Finanzen aufzu-

bessern, als um zu versuchen, die Zahl der 55 Hunde im Ort zu vermindern, wurde die Hundesteuer von acht auf zehn Mark erhöht. Man mußte also schwäbisch knausrig sein, was sich weiter auch im Jahre 1898 bei einer Entscheidung des Gemeinderats hinsichtlich einer Bitte des Feuerwehrkommandanten Johann Heinrich, Weingärtners, und dessen Stellvertreters Wilhelm Daiß um Beschaffung von Tuchröcken statt der bisher üblichen Zwilchkittel zeigte. Es wurde lediglich ein Zuschuß von zehn Mark pro Rock unter der Bedingung bewilligt, daß diese Uniformstücke mindestens eine volle Wahlperiode lang, nämlich über fünf Jahre hin getragen würden. Andernfalls waren von deren Inhaber die zehn Mark wieder an die Gemeindekasse zurückzubezahlen. So war das!

Auch mit anderen Forderungen kam die Feuerwehr nicht ganz ans Ziel ihrer Wünsche. Nach einer durch den Feuerlöschinspektor vorgenommenen Visitation der Urbacher Feuerwehr im Jahre 1894 wurde die Anschaffung von sechs Wasserschöpfen und zwölf Wasserbutten empfohlen, von den klugen Räten jedoch abgelehnt mit der Begrün-

dung, daß hier, „in einer Weinbau treibenden Ortschaft in jedem Hause solche Geschirre sich befinden und im Bedürfnis-falle auch zur Verfügung gestellt werden“. Dagegen wurde dem Wunsche des Feuerwehrkommandanten Ludwig Nuding im Jahre 1896 entsprochen, zum Besuch des Feuerwehreffestes in Cannstatt der Steiger- und Zugführermannschaft einen Zehraufwand von zusammen 30 Mark aus der Gemeindekasse zu bewilligen.

Daß auch die Jugend bei Generationen um die Jahrhundertwende sich nicht immer so verhielt, wie es die Alten wollten, geht aus einem Protokoll hervor, in dem „Übertretungen gegen die öffentliche Ruhe und Ordnung junger, 15- bis 18jähriger Burschen“ beklagt werden. Daraus leitete man die Notwendigkeit eines besonderen Polizeidieners ab, mit dessen Dienst auch die Nachtwache verbunden sein sollte. Die Stelle des Nachtwächters wurde abgeschafft, dessen aus der älteren Zeit stammende Aufgabe man ohnedies für entbehrlich hielt. Man schrieb das Jahr 1906. Auch einer weiteren Veränderung lagen Unbotmäßigkeiten Jugendlicher zugrunde. Die Unter-

richtszeit der Fortbildungsschule, einer dürftigen Vorläuferin der Berufsschule, mußte aus der Zeit zwischen 19 und 21 Uhr auf 17 Uhr vorverlegt werden. Vor, während und nach den Unterrichtsstunden hatten häufig einzelne Schüler „grobe Exzesse und Unfug verübt, wofür diverse Strafen verhängt werden mußten“. Bei Nacht ließ sich's damals eben auch leicht toben: Erst am 5. Juli 1900 war beschlossen worden, eine Straßenbeleuchtung im Ort einzuführen und zu diesem Zweck zwölf Laternen zu kaufen – welche Pracht! Da gab's gewiß noch finstere Winkel genug. Wir beschließen unsere Protokollschau bei den alten Büchern mit der Erwähnung eines „erschrecklichen“ Falles von Kinderarbeit in Urbach: Die Reinigung des Schulhauses mußte durch die Schulkinder selbst durchgeführt werden, bis im Jahre 1904 so zahlreiche Klagen und Beschwerden der Eltern eingelaufen und Weigerungen der Kinder vorgefallen waren, daß sich der Gemeinderat entschließen mußte, für diese Aufgabe „eine ständige erwachsene Person“ anzustellen.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 21. Februar 1978

Die Feuerwehr trug gebrauchte Sachen und auf einen Bock kamen 100 Geißen

URBACH. Das Feuerwehrjubiläum steht in Urbach nahe bevor. Da ist es angebracht, wenn man beim Blättern in den alten Urbacher Gemeinderatsprotokollen zunächst einmal nach Berichten sucht, die die Feuerwehr betreffen. Unsere heutigen Wehrmänner wären wohl mit Recht nicht damit einverstanden, wenn man für sie von den Cannstatter Feuerwehrleuten abgelegte Ausrüstungsstücke anschaffen wollte. Eben dies aber beschloß der Urbacher Gemeinderat im Jahre 1909. Da wurde einer von den Herren beauftragt, durch einen Fuhrmann 30 Feuerwehrröcke, 37 Messinghelme ohne und vier mit Busch, das Stück zu zwei Mark, beim Städtischen Bekleidungsamt in Cannstatt abholen zu lassen.

Man sah auch sonst sehr auf den Pfennig. Für alle an der Visitationsübung teilnehmenden Feuerwehrleute wurden je 50 Pfennige „zur Verzehung in den hiesigen Wirtschaften ausbezahlt, wobei die einzelnen Wirtschaften gleichmäßig mit Mannschaf-

ten zu belegen sind“. Ein „Gabelfabrikarbeiter“ wollte wegen eines abgenommenen Fingers vom Feuerwehrdienst befreit werden, ohne die jährliche Gebühr von vier Mark bezahlen zu müssen – abgelehnt. Auch der Polizeidiener mußte sich bescheiden. Es wurde entschieden, vorerst von der Anschaffung eines neuen Helmes und Säbels, wodurch ein Kostenaufwand von 30 Mark entstehen würde, abzusehen, und es zunächst dem Polizeidiener zu überlassen, ob er nicht gelegentlich die Gegenstände um einen billigeren Preis selbst erstehen könne. Schlaw machten sie das!

Um allmählich aus der finanziellen Armseligkeit herauszukommen, sah man sich schon damals nach neuen Steuerquellen um und lockte Industrieunternehmen zur Niederlassung an. Gottfried Müller aus Plüderhausen wurde „zum Zwecke der Errichtung eines Wohn- und Fabrikgebäudes ein Platz vom Gemeindegewesen im Meißgehalt von 15 Ar rechts oder links der Staatsstraße zum Preis von 500 Mark angebo-

ten unter der Bedingung, daß binnen eines Jahres auf dem Platze Gebäude im Wert von etwa 15 000 Mark erstellt und in diesen die Nudelfabrikation mit circa 8 bis 10 Personen eröffnet würden“. Zudem wurden dem Unternehmer steuerliche Erleichterungen über drei Jahre hin zugesagt.

Der Erwerb des Bürgerrechts in Urbach war mit Kosten verbunden und brachte ebenfalls Geld in die Gemeindekasse. Man hatte für diese Würde eine Aufnahmegebühr in Höhe von zwei Mark und ein Einstandsgeld im Betrag von 38 Mark zu zahlen. Das war für die damalige Zeit gar nicht bescheiden, wenn man bedenkt, daß eine Schulputzerin für ihre Tätigkeit 100 Mark im Jahr erhielt. Früher war es noch teurer gewesen, Urbacher Bürger zu werden. Im Jahre 1880 wurde im Gemeinderat ein Gesuch verlesen, das auch in soziologischer Hinsicht interessant ist: „Der ledige, am 13. Oktober 1845 geborene Johannes K., dahier, bisheriger Heimatberechtigter in Unterurbach, welcher sich schon seit sei-

ner Kindheit vor circa 20 Jahren als Knecht bei Christoph Bensele hier aufhält und sich hier bleibend häuslich niedergelassen hat, sucht um Aufnahme in das hiesige Gemeindebürgerrecht nach, mit der weiteren Bitte, ihm nicht die volle Gebühr von 80 Mark anzusetzen, weil er schon seit mehr denn 20 Jahren ununterbrochen und zwar bei einer Dienstherrschaft hier gedient und sich nunmehr mit einer hiesigen Bürgerin verhehelicht habe. Der nachsuchende J. K. besitzt nach dem von ihm heute gegebenen glaubhaften Ausweis ein eigenes Vermögen von 1400 Mark, worunter 700 Mark Ersparthes und 700 Mark Vatergut...“ Die Rechnung für den Gesuchsteller sah dann so aus: Bürgergeld 40 Mark, für einen Feuer-eimer 3,10 Mark, dem Waisenhaus sechs Mark, Sportel zwei Mark und für Amtsdienner Daiß 50 Pfennig.“ Erheiternd wirkt die Lektüre in den Protokollen, wenn es darin um Probleme geht, die den meisten von uns völlig fremd sind. Da steht unter dem 20. Oktober 1910 geschrieben: „Schon des öfteren sind Klagen der Geißenbesitzer wegen der Mangelhaftigkeit der hiesigen Bockhaltung



*Feuerwehrmannschaft Oberurbach beim Umzug 1933/34.
(Museum am Widumhof, Foto 128)*

vorgebracht worden. Es sei nicht ausreichend, wenn nur ein Bock gehalten werde. Der zum Halten eines Bockes verpflichtete Feldschütz R. hat angegeben, es seien etwa 100 Geißen hier, und für diese sei ein einziger Bock nicht ausreichend, weil die Geißen vielfach zur gleichen Jahreszeit zum Bock gebracht werden. Er sei bereit, einen zweiten Zuchtbock zu halten, wenn dieser von der Gemeinde angeschafft und ihm der Ertrag einer weiteren Wasenwiese zur Fütterung des Bockes überlassen werde.“ Wie wichtig gerade die

Forderung des R. nach einer zusätzlichen Futterwiese damals war, zeigt ein Gesuch des Gemeinderats im Jahre 1911 an die königliche Forstverwaltung, in diesem Herbst und im nächsten Frühjahr im Staatswald Laubstreu rechnen zu dürfen, da infolge des Ausfalls von Öhmd ein großer Futtermangel herrsche.

Schließlich vermerken wir noch mit Befriedigung – weil heute in dieser Hinsicht alles anders ist – einen Fall aus der Zeit des „Bruderzwists“ zwischen Unter- und Oberurbach. Beantragte da doch

der Unterurbacher Totengräber beim Oberurbacher Gemeinderat die Anschaffung eines Leichentuchs durch die Nachbargemeinde für die Beerdigung von Unterurbacher Bürgern. Ein Drittel der Kosten wollten die Unter-

urbacher übernehmen. Der Gemeinderat lehnte natürlich ab. Es handle sich um keinen gemeinschaftlich zu benutzenden Gegenstand, und deshalb habe die Anschaffung eines solchen Tuches für Unterurbach auch allein

durch diese Gemeinde zu erfolgen. So „Wichtiges“ gab es damals zuweilen zu beschließen!

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 20. Juli 1978

Komödie und Tragödie – sie lagen damals ganz dicht nebeneinander

URBACH (spi). Wieder einmal in Gemeinderatsprotokollen längst vergangener Tage geblättert hat Wilhelm Spieth. Der ehemalige Rektor hat sich in diesem Überblick vor allem die wirrnisreichen Jahre des Ersten Weltkrieges „vorgenommen“. Wilhelm Spieth schreibt: „Auf dem dicken Folianten steht: Gemeinderatsprotokolle für die Zeit vom 1. Januar 1913 bis 31. Mai 1919. Man kann stundenlang darin lesen, kommt sich wie in eine fremde Zeit versetzt vor, hält sich vor Augen, daß es ja erst runde 60 Jahre her sind seit diesem Geschehen und staunt, wieviel sich und wie rasch in einem solchen Zeitraum Verhältnisse ändern können“.

vor rund 60 Jahren ins Oberurbacher Rathaus: dort erschien am 2. Dezember 1918 eine Abordnung von Bürgern und überreichte ein Schreiben, in dem die erfolgte Gründung eines Arbeiter- und Bauernrats mitgeteilt und gefordert wurde, dieses Gremium künftig an Stelle des Gemeinderats und des Bürgerausschusses bei der Verwaltung der Gemeinde mitwirken zu lassen. Eine Versammlung von etwa 70 Mann in der Wirtschaft „Pflug“, die es damals noch gab, hatte dies alles beschlossen. Elf Urbacher Bürger bildeten die neue Volksvertretung. Doch der Schultes ließ sich nicht einschüchtern und wies auf die Anweisungen der provisorischen Landesregierung in Stuttgart hin, wonach bis auf weiteres alle Gesetze und

Verordnungen in Kraft blieben. Gemeinderat und Bürgerausschuß sollten also weiter ihres Amtes walten. Schlau erklärte das Ortsoberrhaupt, Bürgermeister Müller, jedoch zusätzlich, es werde zweckmäßig sein, wenn die Gemeindegliedern bei wichtigen Angelegenheiten, namentlich auf dem Gebiet der Lebensmittelbeschaffung, der Übergangswirtschaft, der Erwerbslosenfürsorge usw. Mitglieder des Arbeiter- und Bauernrats mit beratender Stimme zuzögen. Als der Bürgermeister schließlich noch riet, einen Volksrat zu wählen, in dem alle Erwerbsgruppen vertreten wären, und der dann immer ratgebend mitwirken könne, glätteten sich die revolutionären Wogen, der Aufstand war beendet.

Die Jahre zuvor waren ernster gewesen, wie aus den Protokollen herauszulesen ist. Mangel war ein ständig wiederkehrendes Wort. Die Gemeinde erhielt von der Heeresverwaltung immer wieder Auflagen über die Ablieferung von Heu und Stroh. Im März 1917 war diese bei Heu auf 700 Zentner aufgelaufen, im Herbst mußten 150 Zentner Stroh aufgebracht werden. Nicht zu beneiden waren da die Mitglieder der jeweiligen aus Gemeinderäten gebildeten Kommissionen, welche die von den einzelnen Landwirten zu liefernden Mengen festsetzen und auch sonst „Schnüffel“-Aufträge ausführen mußten. Die Folge dieses Abzugs von Stroh war Mangel an Streu für die vielen Ställe, was wiederum Anlaß gab, der Königlichen Forstverwaltung nahezu legen, Laubstreunutzung in den Staatswäldern zu gestatten. Um der Brennholznot etwas abzuhelfen, wurde dieses Amt im Dezember 1917 ersucht, sofort Stumpen zu verkaufen, damit diese den Winter über gegraben werden könnten. Selbst an Kartoffeln für die 2000 Einwohner fehlte es einmal in einem schlechten Erntejahr. Am 12. November 1916 wurden durch Ver-

trauensmänner die Kartoffelvorräte im Ort aufgenommen, und nach diesen Erhebungen richtete sich die Abgabe an andere oder die Zuteilung. Von Mangel Betroffene erhielten Bezugsscheine.

Um Speiseöl zu gewinnen, wurde zum Sammeln von Bucheckern (Buchele) aufgefordert. Knapp war auch Schuhwerk. Die Gemeindeverwaltung vermochte 45 Pfund Sohlleder zu beschaffen, das an 90 besonders bedürftige Personen verteilt wurde. Zu einem Kurs für die Herstellung von Bandhausschuhen in der Schule wurde „eine kräftige Nähmaschine“ gemietet. Als die Neckarwerke in Esslingen im Oktober 1917 wegen Mangels an elektrischer Energie eine wesentliche Einschränkung des Stromverbrauchs verlangten, leuchteten den Urbachern im ganzen Ort nur noch sechs Lampen: „Bei den anderen Lampen sollen die Birnen abgenommen und auf dem Rathaus verwahrt werden, um in außerordentlichen Notfällen (Brand) die nötigen Lampen einschalten zu können“ – heißt es im Protokoll.

Interessant ist übrigens in diesem Zusammenhang, daß bei geplanten elektrischen Installationen in Gemeindewohnungen jeweils

die Rede ist von einer ausführenden Firma Hennings und Posselt in Waiblingen. Offenbar gab es zu jener Zeit noch keinen ortsansässigen Elektriker hier. Hart an den Nerv ging es unseren Vorfahren, als im Sommer 1917 alle Brennkessel beschlagnahmt und eingesammelt werden sollten. Im Hinblick auf den in jenem Jahr reichlichen Obstertrag richtete der Gemeinderat eine Eingabe an die zuständige Behörde mit der Bitte, alle Brennereien bis zum nächsten Januar und sieben davon überhaupt für die Dauer zu belassen, „damit jedermann seinen Bedarf an Hausbrandwein herstellen kann“. Da muß ja ganz schön „geschnapst“ worden sein!

Immer wieder mußte sich das Gemeindegremium mit dem damals herrschenden Wohnungsmangel befassen. Oft ging es darum, Familien, deren Vater als Soldat im Felde stand, vor Kündigung zu schützen. In einer Reihe von Fällen mußte zwangsweise für Unterbringung gesorgt werden, manchmal stand dies in Zusammenhang mit der Heimkehr kriegsgetrauter Soldaten. Das Armenhaus und die Wachtstube im früheren Backhaus neben dem „Ochsen“ waren voll

belegt. Uns heutige Wohlstandsmenschen vermag das Ansuchen des damaligen Bewohners der letztgenannten „Wohnung“ an die Gemeindeverwaltung, seiner Familie in ihrem Gelaß einen Abort einzurichten, zum Lächeln anzuregen, das uns jedoch vergeht, wenn wir uns die Verhältnisse deutlich vorstellen, unter denen damals zuweilen Menschen der sozial schwächeren Schicht zu leben hatten.

Aber es darf wieder gelacht werden, wenn man die Begründung liest, mit welcher der Bitte entsprochen wurde: „Da auch bei Wiederbenützung der Gelasse ein Abort zweckmäßig ist, wird dem Antrag des Gemeindepflegers entsprechend beschlossen, einen kleinen Abortanbau zu erstellen.“ Wir beschließen unsere Schau über die Armut während der Kriegsjahre mit dem Hinweis auf einen Mangel an Arbeitskräften. Im Mai 1917 wurde beschlossen, an das stellvertretende Generalkommando ein Gesuch zu richten, „zur Heuernte sechs mit landwirtschaftlichen Arbeiten vertraute Mannschaften hierher zu kommandieren“, da großer Mangel an Hilfskräften zu befürchten sei, und auch für die Gemeinde selbst fünf Hektar Wiesen für die

Farrenhaltung zu heuen wären. Auch das Kriegsende brachte seine Probleme mit sich. So heißt es im Protokoll vom 15. November 1918: „Laut telegrafischer Mitteilung des neuen Ministeriums des Innern soll alsbald eine Gemeindegewache zum Schutze gegen etwaige Übergriffe zurückflutender Truppen gebildet werden. Die erforderlichen Waffen werden den Gemeinden beim Artilleriedepot in Stuttgart zur Verfügung gestellt. Der Gemeinderat ist mit Aufstellung einer Wache von etwa 20 Mann aus hiesigen Einwohnern, welche auch den Tag über zu Hause sein sollten, einverstanden und bittet um die nötigen Waffen mit Munition.“ Das klang ja recht kriegerisch nach dem Ende eines Krieges. Ende November 1918 mußten Massenquartiere für regulär durchziehende Truppen bereitgestellt werden. Es wurden dazu ausersehen zwei Schulsäle, der Saal der Hahnschen Gemeinschaft und der der Baptistengemeinde. Der Gemeindepfleger wurde beauftragt, nach einem als Wachlokal geeigneten Zimmer Ausschau zu halten. In einer Besprechung mit den Wirten des Ortes wurde die Verpflegung der Soldaten geregelt. Es sollte pro

Mann ein Frühstück für 50 Pfennige, ein Mittagessen für zwei Mark und ein Nachtessen für 1,50 Mark geben. Wenn die Mehrzahl der ausmarschierten Heimkehrer wieder zu Hause wäre, wollte man ein „Dankes- und Freudenfest“ veranstalten und danach alle in die Wirtshäuser einladen zu „Suppe, Braten mit Kartoffelsalat und Brot, dazu einen Schoppen Wein“. Bald waren auch Folgen des verlorenen Krieges zu spüren. Im Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 12. November 1918 heißt es: „Infolge der Demobilmachung und der Kohlennot wird in kurzer Zeit große Arbeitslosigkeit eintreten.“ Es wurden etliche Notstandsarbeiten geplant, darunter auch Steinbrechen und -zerkleinern. Aus den aufgeführten Preisvergleichen läßt sich auch der Beginn der ersten Inflation erkennen: für 1 Kubikmeter zerkleinerte Steine gab es 1914 einen Lohn von 2,30 Mark, 1919 von 5 Mark, was einer Steigerung um 115% entsprach! Das Reich und das Land gaben Zuschüsse. Damals wurde der Feldweg im unteren Zwerenberg, im „Rompele“ neu gebaut.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 10. Oktober 1978

„Weihnachtsgeschenk der Heimat“ für Soldaten. Freiwillige aber schauten in die Röhre.

Ansonsten jedoch schlug der 70er Krieg keine hohen Wellen in Oberurbach

URBACH. Als Angehöriger einer Generation, in deren Lebenszeit zwei Weltkriege Menschen und Verhältnisse stark bewegten und veränderten, mochte man annehmen, daß sich in einem Protokollbuch des Gemeinderats aus den Jahren 1870 bis 1871 zahlreiche Spurenzeichen des deutsch-französischen Krieges finden müßten. Dies trifft nicht zu; der Krieg warf keine Wellen bis nach Urbach. Von Maßnahmen, die sich auf ihn bezögen, ist kaum die Rede. Im August 1870 beschließt der Gemeinderat zum erstenmal eine solche, indem er einigen Frauen, deren Männer zum Heer eingezogen sind, Bedürftigkeit und Würdigkeit, monatlich fünf bzw. sieben Gulden (Kinderzahl) aus der Staatskasse zu erhalten, bescheinigt. Zu Weihnachten dieses Jahres wird entschieden, 22 Kriegern als „Weihnachtsgeschenk der Heimat“ je fünf Franken ins Feld zu schicken. Leer ausgehen mußten „Einstehrer, welche ums Geld freiwillig dienen“, sowie

Soldaten, die sich noch in den Garnisonen Württembergs befanden – Soldat war also nicht gleich Soldat.

Als jedoch schon während des Krieges das Deutsche Kaiserreich gegründet wurde, schlug das dann doch, wenn auch verspätet, bis Oberurbach durch: es gab eine Währungsreform besonderer Art. Am 1. Juli 1875 mußte der Gemeinderat die Umstellung der Geldbeträge in der Verwaltung von Gulden auf Reichsmark beschließen. Im allgemeinen wurden dabei aus einem Gulden zwei Mark. Bei der Neufestsetzung von Ausgaben der Gemeinde ging man aber erstaunlich inkonsequent vor. Während die Besoldung des Polizeidieners von 30 Gulden jährlich auf 60 Mark festgelegt wurde, hatte der arme Nachtwächter mit einer Verwandlung seiner 50 Gulden auf 86 Mark das Nachsehen. Beim Bespannen der Feuerspritze dagegen gab es pro Pferd ein Verhältnis von 1:3. Aber die Men-

schen waren noch fügsamer als heute. Da heißt es doch in dem Protokoll vom 7. April 1874, nachdem über eine Erweiterung der „Eisenbahnhaltestelle Urbach“ geredet und beschlossen worden war, sich bittend an die „Hohe Königliche Eisenbahndirektion wegen hochgeneigter Einrichtung eines Personenwartelokals und Einführung einer allgemeinen Güter-Auf- und Abgabe“ zu wenden.

Weniger unterwürdig und recht hart waren die Äußerungen, wenn es darum ging, einen Taugenichts loszuwerden. Da wird über X. erklärt, daß man nicht in der Lage ist, „diesem tiefgesunkenen Menschen Beschäftigung geben zu können“. Es heißt dann weiter: „Auch wäre nach unserer Ansicht eine Konfination (gerichtliche Aufenthaltsbeschränkung) bei einem solchen Vagabunden – da leider keine Prügel, die bei diesem tierischgesinnten Menschen am wirksamsten wären, appliziert werden dürfen – von keinem praktischen Wert, inso-

fern er eben immer davonlaufen würde.“ Mit einem anderen Nichtsnutz, einem „Arbeitshausgefangenen“, hatte die Königliche Zuchthausverwaltung in Ludwigsburg die Absicht, ihn auf Gemeindegeldern nach Amerika auswandern zu lassen. Der Gemeinderat war nicht gewillt, den X. auf diese Weise nach dorten „zu spedieren“, da die hiesige Gemeinde zu den „minderbemittelten des Landes“ zähle.

Zum Glück gab es im Ort auch Knaben, auf die man stolz sein konnte. Da wollte man einen knapp 17-jährigen Jüngling in einen auswärtig stattfindenden Obstbaukurs hineinloben, obwohl er das erforderliche Alter von 18 Jahren also noch nicht erreicht hatte. Da er aber „zu seinem Alter weit in den Kenntnissen vorangeschritten ist, insbesondere im Obstbau durch Selbststudium recht ordentliche Begriffe hat, gut lesen und schreiben kann, in Gärten und auf dem Felde zu arbeiten gewohnt, sonst kein geeigneter junger Mann hier zu finden, und er ein ganz strebsamer, fleißiger und geordneter Jüngling ist“, bat man die „Hohe Königliche Centralstelle für die Landwirtschaft“, auf das noch nicht erreichte 18. Lebensjahr

nicht zu sehen und dem B. „hochgeneigte Aufnahme zu gewähren“.

Der Gemeinderat hatte überhaupt öfters zu „plädieren“; übergeordnete Stellen ersuchten darum. Das sah dann fast wie eine Benotung in der Schule aus, wenn es hieß: „... daß derselbe nicht ungünstig zu prädicieren sei“, daß ein anderer „ein grundschlechtes Prädikat besitzt“, die X.Y. „ganz gut prädicirt ist und keine uneheliche Kinder hat“, daß die Witwe X. „ein gutes Prädikat hat und noch nie gestraft wurde, daß sie aber in letzter Zeit, wie allgemein bekannt, schwermütig war und an ihrem Seligwerden zweifelte“, oder daß schließlich Y. „noch nie gestraft wurde und gut zu prädicieren ist, und daß er wegen ausgesprochenem Blödsinn im Jahre 1864 von seiner Militärpflicht entbunden und seinerzeit weder geschult noch konfirmirt wurde“. Prädicierungen waren auch erforderlich, wenn Bürger auswandern wollten. In den Jahren 1872/73 stellen deren zehn einen entsprechenden Antrag, um nach Amerika, Australien oder Bessarabien zu ziehen. Dazu mußte die Gemeinde auch noch Auskunft darüber geben,

ob ein Auswanderungslustiger seiner Militärpflicht genügt, und bei welchem Regiment er gedient habe, und welches Vermögen er „exportiere“. Erst dann konnte beschlossen werden, „daß diesseits der Entlassung aus dem württembergischen Untertanenverband kein Hindernis im Wege steht“. Setzte sich einmal einer wie im Jahre 1851 über all diese Formalitäten hinweg, um „der Militärpflicht zu entweichen“, so wurde sein Vermögen beschlagnahmt und „pflugschaftlich verwaltet“. Wehrdienstverweigerung war damals also teuer. Auch das Zurückkehren in die Heimat bedurfte einiger Amtshandlungen. Ein in Russisch-Polen lebender ehemaliger Bürger der Gemeinde hatte vor dem „Kaiserlich Deutschen Vice-Konsulat“ in Mariupol seinen Wunsch zum Ausdruck gebracht, nach Urbach zurückzukommen. Da aber in seinem Gesuch „der Besitz eines Vermögens und der Betrag desselben, ebenso der Stand, ledig oder verheiratet, und die Kinderzahl nicht einmal erwähnt, viel weniger nachgewiesen sind, kann von einer Wiederaufnahme ins hiesige Bürgerrecht nicht die Rede sein und wird zuvor der Nachweis in gedachter

Richtung verlangt“. Da wurde ein anderer Rußland-Rückkehrer aus durchsichtigen Gründen sofort mit offenen Armen aufgenommen, da er auf einem Vermögen von 20 000 Gulden saß! Das war damals eine stattliche Summe: das Jahresgehalt des Schultheißen und Ratschreibers betrug im Jahre 1872 600 Gulden. Es gab arme Leute. Im Jahre 1875 erwarben 20 Ehefrauen und Witwen und 5 ledige Frauen einen Legitimationsschein für Hausierhandel. Sie zogen mit Holzwaren, Hafnergeschirr, Spezereiwaren, Sämereien, Galanteriewaren, Kurzwaren und anderem durch die Gegend. Das taten sie vermutlich nicht ohne Not. Geplagt war auch der jeweilige, immer für ein Jahr bestellte Gänsehirt. Von jedem Gänsehalter bekam er zwar pro Gans und Woche ein-einhalb Kreuzer. Aber „es wird demselben eröffnet, daß er beim etwaigen Schadenlaufen der Gänse infolge nicht gehöriger Beaufsichtigung derselben zur Strafe gezogen und zum Schadenersatz verurteilt würde“. An Sonntagen mußte der Gänsehirt wegen des Gottesdienstes eine halbe Stunde früher „ausfahren“. Im Sommer 1871 waltete übrigens eine Frau „unter gleichen Bedin-

gungen wie fernd“ dieses verantwortungsvollen Amtes. Ein heitereres Leben führten wahrscheinlich die 45 „konzessionierten Branntweinbrenner“ Oberurbachs (2 000 Einwohner). Der 46. legte im Jahre 1870 beim Königlichen Oberamt in Schorndorf einen Antrag auf Konzession vor, und der Gemeinderat bescheinigte ihm hiezu, daß „sein Gesuch zur hochgeneigten Genehmigung empfohlen werde, da diese Brennerei schon früher von Hausvorfahren des X. betrieben worden und dieselbe in Folge des neuen Branntweinsteuergesetzes ein Bedürfnis sei“. Offenbar huldigten die damaligen Gemeinderäte alle dem Spruch: „Einen Schnaps in Ehren kann niemand verwehren“. Weniger alkoholfreundlich zeigten sie sich allerdings zwei Jahre später, als ein anderer Bürger einen Kleinhandel mit Schnaps beginnen wollte. Sein Antrag wurde abgelehnt, da „hier kein Bedürfnis vorhanden ist, da bereits neun Wirte Branntwein führen und 44 Brennereien existieren, bei welchen letzteren jeder seinen Bedarf aus eigenem Material um den Lohn brennen lassen kann“. Vetterleswirtschaft? Da hat's ja schön geschnäpselt! Und wenn

die Gemeinderäte vor einer Sitzung vielleicht zu Hause ein Gläschen genippt hatten, wurde in der Tagung wohl auch einmal gelacht.

Etwa, wenn der Vorsitzende sie wiederholt und dringend aufforderte, wenigstens soweit es die Gemeinde für ihren Baumwasen betrifft, sich an dem Bezug des Stuttgarter Abtrittsdüngers zu beteiligen, dessen Vorteile er in hohen Tönen preist. Tatsächlich wurde dann „vorderhand für die Gemeinde die Abholung von 150 Eimern solchen Düngers pro Jahr“ beschlossen und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß sich außerdem „viele hiesige Einwohner an dem für die Landwirtschaft hochwichtigen Unternehmen beteiligen und solchen Dünger abheben werden“. Auch eine Anforderung des Königlichen Amtsgerichts Schorndorf wird Schmunzeln ausgelöst haben. Man sollte sich darüber äußern, ob man etwas davon wisse, daß der Bahnwärter X. seine Ehefrau mißhandle. Es wurde kundgetan, „daß uns von einer Mißhandlung der Ehefrau von Seiten ihres Ehemannes nichts bekannt sei, und daß wir glauben, daß der Frau, die wir als eine unreinliche Haushälterin, als



Haupteingang der Wittumschule Urbach, der Wirkungsstätte von Rektor Wilhelm Spieth. (Museum am Widumhof, Foto 47)

ein abergläubisches, eifersüchtiges und unversöhnliches Weib kennen, die meiste Schuld an den Ehestreitigkeiten zuzumessen sei". Der haben sie's gegeben! Derlei wünschte man natürlich dem Paare nicht, das da im Mai 1876 „um Dispensation von der Altersungleichheit und Blutverwandtschaft" bat. Immerhin waren es Base und Vetter, sie 37 und er 24 Jahre alt. Das waren noch Zeiten: die mußten erst fragen! Der Gemeinderat erteilte sein Ja.

Beleidigt konnten die Räte gelegentlich auch sein. Da waren bei einer Schulvisitation durch das Königlich Evangelische Konsistorium die Schulmöbel beanstandet worden. Prompt reagierte man, „daß die Bemerkung, als seien die Subsellien (Schulmöbel) in der hiesigen Schule überaus schlecht und unbrauchbar, doch zu scharf ist, im Gegenteil sind sie – wie auch die Lehrer sagen – nachdem sie (nicht die Lehrer!) wieder ausgebessert wurden, ganz recht und ihrem Zweck entsprechend. Überhaupt glauben wir, daß es nicht auf die Subsellien, sondern auf gute Lehrer ankommt, daß die Schüler etwas lernen". Weise gesprochen.

Auch vor über hundert Jahren mahlten die Behördenmühlen oft langsam. Als im Februar 1873 beschlossen ward, bei der Wassermühle anstelle des Fußgängerstegs eine Fuhrwerksbrücke über die Rems zu bauen, vergingen über zwei Jahre, bis im Juni 1875 der Auftrag dazu erteilt werden konnte. Lobenswert war dabei, welchen Gemeinschaftsinn die Bürger bei der Finanzierung bewiesen: jeder, der ein Grundstück auf der linken Seite der Rems im Dobel besaß, steu-

erte fünf Gulden zum Bau bei. Ebenso geläufig wie derlei Langwierigkeiten waren auch damals schon, wenn auch über längere Zeitabschnitte hinweg, entgegen der Meinung von uns Heutigen Preissteigerungen. Der Schultheiß stellte in einer Sitzung vom 12. Juni 1872 fest, daß die Preise der Lebensmittel aller Art und des Holzes seit 1843 auf das Dreifache gestiegen seien (ein Statistiker der ersten Stunde!). Und er leitete daraus die Notwendigkeit ab, die Besoldungen anzuheben. Zunächst freilich seine eigene. Allerdings hatten sich seit dem genannten Jahr die Gehälter der Schultheißen nicht mehr verändert. Was einem bei der Lektüre solcher Protokolle allemal wieder auffällt, sind sprachliche Ausdrücke, die heute nicht mehr üblich sind oder mit anderem Sinn gebraucht werden. Da gab es beim Wellingshof eine „Ödung", die bei entsprechender Änderung der Wegführung und „Anblümung mit Efeu und Gras, Setzen von Obstbäumen" schon anfangs eine „Revenue" von 50 Gulden jährlich abwerfen konnte. Schließlich hat sich eines Tages wieder einmal ein Nachwächter „seines Dienstes bedankt", ein anderer Bürger „sich

noch keine gerichtliche Strafe erstanden“, und ein armer Bursche wurde beim „Irrenhausanstandsbesitzer“ N. in Schorndorf eingewiesen. Da war es doch schöner, „Gemeinde-Maulwurffänger“ oder gar „Capitalbriefverwahrer“

zu sein. Damit klappen wir das dicke, über hundert Jahre alte Protokollbuch mit Schweinslederrücken zu, auf dessen soliden Blättern bei Unterschriften so manches Mal die Hände manches einstigen Urbachers und

die des Schultheißen mit dem aparten Namen „L’admirance“ verweilt hatten.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 6. Oktober 1979

In Leder gebunden und sechs Pfund schwer: Fremd gewordene Gewohnheiten alter Zeiten

Sprache und Atmosphäre von Protokollen aus dem 19. Jahrhundert

URBACH. Über die Gemeinderatsarbeit in Urbach, wie sie sich vor 120 Jahren abspielte, berichten Protokolle aus den Jahren 1860 bis 1869. Wenn man den über sechs Pfund schweren, in Schweinsleder gebundenen Folianten unter dem Arm hat, verspürt man außer seiner Gewichtigkeit fast etwas wie Ehrfurcht: Wie er all die Zeit überstanden, was sich alles außerhalb seiner Behausung während dieser Zeit ereignet hat, und was für Mannen in seine Blätter blickten. Wenn man eine Zeitlang in ihm liest, wird man beinahe eingehüllt in seine altertümliche Atmosphäre. Sie kommt von Schriftbild, Sprache und uns fremd gewordenen Lebensum-

ständen, die aus den Seiten zu erkennen sind. Besonders Wörter und sprachliche Wendungen, die wir heute kaum mehr gebrauchen, sind es, die uns den zeitlichen Abstand zu den damaligen Verhältnissen deutlich machen.

Wir beklagen heute zuweilen mit Recht die Überflutung unserer Sprache durch Fremdwörter. Aber auch vor über hundert Jahren schon war sie davon nicht frei, wie einige Beispiele zeigen. Da wird von einem „Petenten“ und seiner „präsumtiven“ Ehefrau geredet, und es sind ein Bittsteller und seine künftige Gemahlin gemeint. Als die Eisenbahnlinie durchs Remstal fertiggestellt war,

wollte die Königliche Staatsregierung im Jahr 1861 die seit langem bestehende „Commercialstraße“ nach Nördlingen zur „Vicalstraße“ abwerten und die Kosten für deren Unterhaltung auf die Gemeinden abwälzen. Der Gemeinderat wehrte sich dagegen mit der Begründung, man habe stets die Erfahrung gemacht, daß Eisenbahnen früher belebte Straßen nicht auf einmal, sondern erst nach und nach entvölkert hätten. Deswegen werde auch die Staatsstraße Stuttgart – Nördlingen sicher noch länger Commercialstraße bleiben, besonders auch durch die „bedeutende Holzabfuhr aus dem Welzheimer Wald und Oberurbacher Revier, welche wegen der gerin-



*Bahnübergang am Haltepunkt Urbach, 1961/62.
(Museum am Widumhof, Foto 117)*

gen Entfernungen immer per Achse geschieht“.

Während des Baus der Bahnlinie entstand übrigens Streit zwischen der Gemeinde und der Königlichen Eisenbahnbau-Kommission, die aus der Rems Kies entnahm und dabei die Ufer beschädigte. Man beauftragte einen „Rechtskonsulenten“ in Stuttgart damit, die Interessen der Ge-

*Postkarten-Grußkarte aus Oberurbach mit dem Gasthaus zum „Lamm“, Ecke Haubersbronner Straße/Beckengasse, 20er Jahre.
(Museum am Widumhof, Foto 163)*

meinde zu wahren, und der Schultheiß Staudenmayer wurde

dorthin zu dem „Rechtsfreund“ geschickt.

Bei dem Beginn der Herbstgeschäfte in der Dorf- und in der Kirrsteigkelter wurde den Bürgern bekanntgegeben, „daß das Einräumen der Keltergölten nach Beendigung des Herbstes bei Strafe nur im Beisein der Kelter-Offizianten geschehen dürfe“.

Mit den Einwänden eines Schuhmachers und bösen Nachbarn, den es also offenbar zu allen Zeiten gab, mußte sich der Gemeinderat auseinandersetzen, ehe er die „Bauconcession“ für einen anderen Schuhmacher erteilte (so dicht saßen diese Handwerker beieinander!). Der letztere



GRUSS AUS OBERURBACH

Metzgerei u. Gasthof z. Lamm v. F. Krötz

wollte in seinem Garten zehn Meter hinter seinem Haus eine Wagenhütte bauen. Auch als er nach dem Einspruch seines lieben Kollegen den Abstand auf 20 Meter vergrößerte, blieb der Böse stur, „weil mein Garten sonst ein Bügel würde, weil mir ein Obstbaum verderben, auch mein Haus wenigstens 60 Gulden weniger wert würde und meine Kühe Not leiden könnten“. Hier möchte man fast sagen: Menschen und damit die Zeiten ändern sich doch nicht. Neben den bisher eingeflochtenen Fremdwörtern fallen in den Texten der damaligen Zeit andere sprachliche Formulierungen auf. Wenn einer eine zum Weib nehmen wollte, wovon noch ausführlicher die Rede sein wird, er sich also „verheurethen“ woll-

te, wurde unter anderem geprüft, ob der „Nahrungsstand“ der Verlobten ausreichend sei, und festgestellt, daß der Mann „in seiner eigentümlichen 2stockigen Behausung auf dem Hegnauhof“ wohnen wolle. Wobei durchaus nicht, (wie nach unserem jetzigen Wortverstand) gesagt sein sollte, daß dieses Haus seltsam ausgesehen habe, sondern der Begriff wurde nach seinem Ursinn gebraucht und bedeutete, daß es Eigentum des Mannes war.

In der Auskunft einer Nachbargemeinde an den Gemeinderat heißt es, daß in B. von einem Ungeheuerweg „lediglich nichts bekannt ist“. Zweimal möchte dieses Gremium etwas von sich abschieben und drückt dies so aus: „... zu bitten, von einer Übergab-

be der Straße zur Unterhaltung auf Gemeindekosten Umgang zu nehmen“, und später „derzeit von Errichtung einer landwirtschaftlichen Fortbildungsschule Umgang zu nehmen“ (1862). Merkwürdige Bezeichnungen gab es auch für Wirtshäuser. Im Jahre 1861 hatte Oberurbach 2123 Einwohner, drei Gassen-, drei Speise- und zwei Schildwirtschaften. Offenbar handelte es sich hier nicht nur um eine Arten-, sondern erst recht um eine Rangkennzeichnung. Um übrigens auch an die Fortpflanzung der Wesen zu denken: Es gab drei Hebammen im Ort, und es wurde der Antrag, einen fünften Farren anzuschaffen, abgelehnt.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 14. Februar 1980

Um 1862: Umweltprobleme mit stinkender Gülle und freie Stellen für Heiligenschmiede

URBACH. Berufe, unter denen sich heute kaum mehr jemand etwas vorstellen kann, suchten um 1862 die Urbacher Gemeinderäte zur Besetzung ihrer freien Stellen. Warum manche davon mit dem Zusatz „Heilig“ be-

gannen, geht aus den Protokollen nicht hervor. Dafür informieren Aufzeichnungen über das sehr strenge, an genau festgelegte finanzielle Bedingungen geknüpfte Eherecht von damals: Sogar der Wert von Kleidern

wurde berücksichtigt. Jedoch hatte das Leben im vorigen Jahrhundert auch freundliche Seiten. So wurde 1863 in Urbach zum Beispiel anlässlich des 50jährigen Jubiläums der Völkerschlacht bei Leipzig ein Fest gefeiert. Es wurde

Obst gepflanzt und Hopfen angebaut. Umweltprobleme gab es übrigens ebenfalls, zwar nicht durch die Abwässer und -gase der Industrie, dafür aber durch falsch abgeleitete Gülle. Aus undichten Gruben floß die stinkende Flüssigkeit in den „Eich-Bronnen“ und verschmutzte das Grundwasser.

Einer Fülle von heute seltsam anmutenden Bezeichnungen begegnet man im Protokoll über „Ämter-Ersatz“ vom 7. Juli 1862. Zunächst wurden einmal die Gemeinderäte mit Ämtern versorgt, so: Feldsteußler, Amtsversammlungsdeputierter, Eicher und Meterkäufer, Brotwäger, Brotkläger und Steuersetzer. Mittels Aus-

schellen sollten „Liebhaver“ für folgende Stellen zur Meldung aufgefordert werden: Fleckenschmied, Heiligenschmied, Fleckenmeurer, Heiligenmeurer und so fort über Schreiner, Zimmermann, Glaser und Hafner. Ob die Inhaber der mit „Heiligen“ beginnenden Titel für die Kirche arbeiten durften, geht aus dem Text nicht hervor. Ferner wurden gesucht je ein Krähenaufseher, Orgeltreter, Bauminspektor, Leichen-Einwickler, Steinknecht, Stellfallen-Aufzieher und Schulöfen-Heizer. War das wohl eine umständliche Mühe, die verschiedenen Entlohnungen auszusetzen und abzurechnen, wo es oft nur um wenige Kreuzer ging! Für einen von der Post neu eingesetzten Landpostboten wurde nach einem „Ablage-Lokal“ Ausschau gehalten.

Häufig hatte sich zu jener Zeit der Gemeinderat mit Heiratsgesuchen zu befassen. Es konnten die zwei mehr oder minder innig sich Liebenden nicht einfach zu Pfarrer und Standesamt gehen



Hochzeitszug in der Mühlstraße auf dem Weg zur Afrakirche. (Museum am Widumhof, Foto 168)

und die Ehe schließen. Ein 23jähriger Mann aus Cannstatt zum Beispiel wollte die 26jährige Tochter eines Widdumhofbauern heiraten. Zunächst mußte er um „Dispensation von der Minderjährigkeit zum Behuf der Verehelichung“ nachsuchen (Mündigkeitsalter war 25 Jahre). Da ihm die Eigenschaften eines „fleißigen Arbeiters und guten Haushälters“ bescheinigt wurden, erhielt er die Mündigkeitserklärung. Danach war noch ein Gesuch um Aufnahme in das Oberurbacher Bürgerrecht fällig, das genehmigt wurde, wenn durch verschiedene Nachweise festgestellt war, daß die künftigen Eheleute als finanziell gesichert gelten konnten. Bei unserem Cannstatter traf dies zu. Ein anderer (34 Jahre alt) erhielt folgenden Beschluß zugestellt: „... den X., ledigen Meurer, mit seinem Heiratsgesuch wegen Mangels eines genügenden und gesicherten Nahrungsstandes und mangelhaften Prädikates desselben, insofern er als schlechter Haushälter zu betrachten ist, abzuweisen.“ Bei der Beurteilung der finanziellen Standhaftigkeit wurde gar alles „durchwühlt“, so etwa der Wert von Kleidern und „Leibweißzeug“ taxiert und eine Bar-

schaft von 20 Gulden registriert. Der tiefere Grund all solcher gemeinderätlicher Vorsicht lag darin, zu vermeiden, daß eine Familie eines Tages als mittellos der Gemeinde zur Last fiele, wie es die gesetzliche Regelung vorsah. Es gab eben noch kein „soziales Sicherheitsnetz“. Die Aufnahme in das örtliche Bürgerrecht kostete übrigens etwas: „Eine Bürgerannahme-Gebühr von 20 Gulden, für einen Feuereimer 1 Gulden 48 Kreuzer, dem Waisenhaus 30 Kreuzer, dem Amtsdienner 8 Kreuzer – zusammen 22 Gulden 26 Kreuzer“ (ein Gulden hatte also anscheinend 60 Kreuzer).

Auch von Umweltverschmutzung war einstens schon die Rede. Da kommt an den Rat eine Klage von Bürgern, daß das Wasser des Eich-Bronnens durch die Gülle zweier benachbarter Bauern verunreinigt werde. Obwohl noch nichts erwiesen ist, „übrigens ein Wahrscheinlichkeitsgrund für diese Annahme vorliegt“ (wieder ein Bedeutungswandel eines Wortes – „übrigens“), wird sofort angeordnet, daß die beiden ihr stinkendes Naß bei Androhung von Strafe anderwärts ableiten, die Gruben zu leeren „und solche vorder-

hand mit Latten gehörig zu verdichten haben“.

Aber auch freundlicheres, sauberes Geschehen wird beschrieben: Es wurde in unseren Gefilden eifrig gepflanzt und gepflegt. Johann Kaspar Schmierer baute Hopfen an und wollte auf dem Rathausboden (Bühne) einen Teil seiner Jahresernte trocknen, was ihm gegen eine Pachtgebühr von 1 Gulden 30 gestattet wurde. Der Gemeindepfleger erhielt den Auftrag, mit der Anpflanzung von jungen Kirschbäumen, „wie solche aus dem Gemeindevwald gewonnen werden können, auf dem Gemeindeplatz im Tremelsberg und in Kazzenwiesen den Anfang zu machen“. Falls ein junger Mann Lust zeigte, sich im Obstbau ausbilden zu lassen, erhielt er einen finanziellen Zuschuß aus der Gemeindekasse. Die üblichen Sorten von Kernobst waren Luiken, Fleiner, Lederäpfel, Bietigheimer, Rosenäpfel, Borsdorfer und Süßäpfel, sowie Palmischbirnen, Wadel-, Brat-, Bergamotbirnen und andere.

Ein Hauch von Weltgeschichte wehte in dem kleinen Wengertort, wie aus der Erwähnung eines 1863 gefeierten Festes hervorgeht, bei dem es galt, die Erinne-

rung an die Völkerschlacht bei Leipzig (Oktober 1813) wachzuhalten. An die zehn noch am Leben befindlichen „Veteranen hiesigen Orts, die den französi-

schen und sächsischen Feldzug mitgemacht haben“, wurde je ein Gulden verabreicht; auch ein Christian Ziegler vom Hegnauhof war darunter – um auch diesen

Weiler und Ortsteil einmal zu erwähnen, der damals 34 Einwohner zählte.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 15. Februar 1980

Wald-Exzesse, Unzuchtvergehen, Sünderlisten, Vorkehrungen gegen die Cholera-Gefahr

URBACH. „Das waren noch Sorgen im Unterurbacher Gemeinderat vor 150 Jahren“, kommentiert Wilhelm Spieth den Inhalt der Protokolle von damals: „Was sollten sie auch Großes im Schilde führen damals mit ihren 1030 Einwohnern – cirka steht im Protokoll.“ 1849 waren es ganze sechs mehr, man brauchte also auch nicht zukunftswärts auf Bevölkerungszuwachs planen. Man liest nichts von Wasserplänen, gibt Wilhelm Spieth wieder, nichts von beabsichtigten Bauten und Verkehrswegen, kein Wort über Landschaftsschutz, nichts von Erhöhung der Gewerbesteuer. Aber langweilig wurde es den Räten in Unterurbach sicherlich nicht, hatte er doch „Wald-Exzesse“, „Unzuchtvergehen“ zu behandeln, gegen Cholera-Gefahr vorzubauen, „Sünderlisten“ zu wälzen. Wilhelm Spieth hat eini-

ge „Fälle“ aus längst vergangenen Tagen notiert:

Wenn man so einen dicken alten Wälzer mit Gemeinderatsprotokollen, seinem Lederrücken und den abgestoßenen Ecken aufschlägt, offenbart sich sofort etwas vom Gesicht der fernen Zeit: das vergilbte Papier und die teilweise verschnörkelten, aber lebendig wirkenden Züge der uns fremd gewordenen Schrift sind Zeichen, die mit ihm harmonieren. Dazu paßt es dann noch, wenn man beim aufmerksamen Lesen schöne sprachliche Ausdrücke entdeckt, die längst aus unserem heutigen Wortgebrauch entschwunden sind. So, wenn der Gemeinderat „der Klage auf den Grund schaut“, einer sich „wohlbedächtig“ entschlossen hat, das Wachtgeld für den Tagwächter „auch von

Wittwen und Eigenbrödlern“ eingezogen wird und einer im Wald „Birkenreissach“ gestohlen hat. Damit sind wir schon bei einer Klage des Kgl. Oberamts Schorndorf vom 2. August 1831, in der es wissen möchte, warum gerade in den Wäldern um Unterurbach „Waldexzesse“ so häufig vorkommen und „die Forststrafausstände zu einer so bedeutenden Höhe angestiegen sind“. Das Kgl. Finanzministerium habe einen „eigenen Commissair“ nach Schorndorf abgeordnet, um derlei zu untersuchen. Da kamen die Herren aber schön an beim Gemeinderat! In seinem Antwortbeschuß kritisiert er nämlich in fast klassenkämpferischem Ton, daß die Gemeinde seit Jahren bei der Menge der Streu- und Holzzuweisungen benachteiligt und das beste Holz an Auswärtige vergeben werde. Das

entlegenste und so in der Beifuhr teuerste und zudem der Qualität nach geringste erhalte „die ärmere Bürger-Klasse“. Würde man diese Bevorzugung „der vermöglicheren Klasse“ abstellen, nähmen die beklagten Exzesse ab.

Auch im „Commun-Wald“ gab es unerlaubte Übergriffe der armen Bürger. Der Feldschütz ertappt einen, wie er Birkenreissach schneidet. Trotz der Ausrede des Täters, dieses von einem abgebrochenen Gipfel bezogen zu haben, wird er zu zwölf Stunden „Thurmstrafe“ verdonnert und muß zehn Kreuzer „Anbringungsgebühr“ blechen. Auch dem nächsten Waldfrevler ging es nicht besser, der zwei armselige Stänglein angeblich ebenfalls von einem herumliegenden Wipfel wollte abgesägt haben. Mit zwingender Logik statuierte der zu Gericht sitzende Gemeinderat folgenden Satz: „Wer Holz im Commun-Wald findet, hat darin etwas gesucht; und was er darin findet, soll man liegen lassen.“ Der Beklagte tat anders, weswegen ihm eine sechsstündige Thurmstrafe und zwölf Kreuzer Anbringungsgebühr zuerkannt wurden. Diese Kriminalität damals!

Und die Gerichtsbarkeit: Das Kgl. Oberamtsgericht Gaildorf übermittelte dem Gemeinderat eine Sünderliste, aus der zu entnehmen ist, daß der J. Th. S. zu zwei Tagen Gefängnis verurteilt wurde – wegen „Hazardspielens“; der „Criminalrat des Kgl. Gerichtshofs für den Jaxtkreis“ hatte zuvor ermittelt. Wegen Betrunktheit, unerlaubtem Aufenthalt in einem fremden Haus und Mißhandlung dessen Besitzers kam J. F. W. für acht Tage ins Kittchen, und eine scharfzüngige Xanthippe mußte sich dort gar für zehn Tage einrichten, weil sie „Verbalinjurien“ gegen ihre Stiefmutter und den Heiligenpfleger von Oberurbach geschleudert und handgreiflich zu werden versucht hatte. Auch neckische Späßchen wurden zu jener Zeit streng geahndet. Der Commandant des 5. Kgl. Infanterieregiments zu Ludwigsburg verurteilte den Gemeindegemeinsohn und Soldaten M. F. W. wegen Unzuchtvergehens mit der ledigen M. S. zu acht Tagen strengem Arrest. Vielleicht hatte er erfahren, daß damals (betont!) in Unterurbach 14,8 Prozent der Geburten unehelich waren – da mußte etwas geschehen! (Zum Trost: in Baltmannsweiler waren es 19,3 Prozent).

Angenehmer, aber auch nicht billig, kam da ein junges Mädchen dahier weg, das „wegen erstem einfachen Unzuchtvergehen in die Legalstrafe von 20 Gulden genommen“ worden war. Das war immerhin der Gegenwert von 100 Liter Winterbacher Wein oder für zwei Ar mittelguten Ackers; ein Holzhauer mußte für diesen Betrag zehn Klafter Holz (fast 34 Kubikmeter) schlagen.

Eine ergötzliche Geschichte, bei deren Kern sich heute keiner mehr aufhielt, verbreitet sich im Protokollbuch über zwölf Seiten hin. Man könnte fast meinen, die Gemeinderäte hätten sich darin gefallen, die ganze Affäre hernach noch einmal durchkosten zu können: Der Heiligenpfleger X. aus Oberurbach ging vors Gemeindegemeindegerecht klagen, weil man ihm anhängte, er habe mit einer Ehefrau, in deren Haus er „mit Errichtung ihrer Zubringens-Inventur“ von Amts wegen zu tun hatte, „etwas gehabt“. Es gab eine ausführliche Anhörung der Zeugen – alle Fragen an sie sind wörtlich aufgezeichnet. So: „Hat Er gesehen, wie der Stiftspfleger X. mit der Veronika in die Kammer ging?“ – „Ja.“ – „Hat Er gehört, daß sie Possen miteinander

der gehabt haben?“ – „Nein, Possen habe ich nicht wahrgenommen.“ Ein anderer Zeuge berichtet, der eben heimgekommene Ehemann der Veronika habe im Haus nach seinem Weib gerufen und versucht, in die bewußte Kammer zu gehen, die jedoch abgeschlossen gewesen sei. Nach einem Blick durchs Schlüsselloch verlangte er, daß die Tür geöffnet werde. ... Nachdem auch noch eine Magd über ihren Blick durchs kleine Loch berichtet und der Heiligenpfleger im Wirtshaus sich verplappert hatte, spitzte sich die Deliktsituation schließlich auf den Tatbestand hin zu, daß der Beklagte immerhin mit der Veronika auf dem Bett gesessen und den Arm um sie gelegt habe. Der Gemeinderat kapitulierte vor solcher Fülle der Aussagen und überwies die ganze Angelegenheit an das Kgl. Oberamt zur Entscheidung ... und wenn sie nicht gestorben sind, beraten sie noch heut´ – im Protokollbuch jedenfalls findet sich nichts mehr von der Sache.

Blasser Ernst jedoch geisterte eines Tages (2. August 1831) in der Ratsstube, als eine Aufforderung des Kgl. Oberamts bekanntgegeben wurde, vorbeugende

Maßnahmen wegen „des möglichen Eindringens der Cholera“ zu ergreifen. Der Rat hat allso gleich „Berathung gepflogen“ und festgestellt, es sei „kein Gebäude auszumitteln“ für eventuelle Kranke, doch wolle man „auf dem Widerschein, einem etwas erhabenen und am Weg zum Friedhof (wie sinnig!) außerhalb des Orts gelegenen Platze ein Haus mit doppeltem Bretterverschlag aufführen“. Aber das Oberamt „rescribierte“, daß es diesen Vorschlag ablehne. Und nun fand sich doch ein geeignetes Haus, das des Joh. Georg M. am Ende des Dorfes gen Schorn-dorf. Es wurde beschlossen, „daß dieses hiemit zu dem fraglichen Zwecke bestimmt seyn, und im Falle der Noth der Inhaber zur Räumung desselben veranlaßt und ihm ein anderes zur einstweiligen Bewohnung angewiesen, und ihm eine billige Entschädigung für den Auszug und die Abtretung seines Hauses nicht verweigert werden, inzwischen aber dieser Beschluß dem Hauseigenthümer verschwiegen bleiben soll“ (!).

Da es Indiskretionen aus Parlamenten schon damals nicht gab, ist anzunehmen, daß der M. lange nichts von seinem Glück,

Retter der Cholerakranken sein zu dürfen, erfuhr. Es gab dann noch längere Zeit Schwierigkeiten mit den oberamtlichen Forderungen, in denen von Trennung der Geschlechter, Raum für Genesende, Verfahren mit „allenfallsigen Todten“, Betten, Nachtstühlen, Bettflaschen, Badewannen, Sauerbrunnenkrügen und anderem mehr die Rede war. Bürger verpflichteten sich, derlei zu spenden. Am Ende bat man das Kgl. OA, alle Pläne „hochgeneigtest“ zu genehmigen und einer „verschuldeten, an sich armen und immer mehr verarmenden Gemeinde nicht mehr zuzumuthen“. Gott sei Dank – die Cholera kam nicht.

Der kundige Leser konnte übrigens längstens bemerken, daß in der damaligen Amtssprache etliche Fremdwörter recht geläufig waren, neben bereits im Text genannten u.a. diese: Das Beneficium eines jeden Bürgers bestand neben anderem im Allmend-Genuß; als einer auf seine Bürgerrechte verzichtete (Auswanderung), beurkundete der Gemeinderat diese Renunciation, der Gemeinderat resolvierte die Publication; eine Behörde repliziert auf ein Schreiben; und einer hatte schändlicherweise viele ge-

schärfte Correctionen erhalten ...
Man denke, diese Töne waren zu
hören in einem kleinen Dorf!

Vermutlich waren sie Nachklänge
aus der Franzosenzeit – man
hatte also doch Anschluß an die

große Welt!

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom
5. November 1981

Umgang mit „Simpelhaften“ und Weidenrutendieben

URBACH. Wir wollen bei unserem diesmaligen Blättern in alten Protokollen weniger nach ergötzlichen Histörchen und heiteren Unterschiedlichkeiten gegenüber unserer Zeit Ausschau halten, sondern versuchen, die völlig andere soziale Einstellung der damaligen Menschen und ihrer Verwaltungsorgane sichtbar zu machen. Wir werden einen großen Mangel an sozialem Mitgefühl, an Verständnis für wirtschaftlich Schwache und für charakterlich Labile erkennen müssen. Dies soll selbstverständlich kein kritischer Vorwurf sein. Wenn man an geschichtliche Ereignisse denkt, beachtet man dies meist nicht und stellt unbewußt unsere heutigen Verhältnisse sozusagen als Kulisse mit entsprechender Hintergrundmusik auch für die Bühne der Ereignisse von einst auf. Nach dem Verweilen bei diesen alten Blättern aus dem Jahre 1832 bestätigt man jedoch gern die Richtigkeit eines

Wortes von Johann Gottfried von Herder, der die „Zweifel und Klagen der Menschen über den wenig merklichen Fortgang des Guten in der Geschichte“ darauf zurückführt, „daß der traurige Wanderer auf eine zu kleine Strecke seines Weges sieht“.

Einer schneidet an einem Sonntagnachmittag im Gemeindefeld 15 Weidenruten ab und nimmt sie mit nach Hause. Ein Mitglied des Gemeinderats beobachtet ihn, zeigt ihn dort an, und der „Sünder“ wird zu zweimal 24 Stunden „Zuchthäusle“ (wohl in Gelaß im Dorf) verurteilt und muß 43 Kreuzer an die Heiligenpflege zahlen, weil er seinen Raub an einem Sonntag beging. Ein Fräulein X. (40 J.) sucht um Aufnahme in das Oberurbacher Bürgerrecht nach, weil sie hierher heiraten möchte. Sie wird abgewiesen. Denn vor 7 Jahren wurde sie „wegen ersetzten kleinen Felddiebstahls“ bestraft; ihr ver-

storbener Vater sei „mit demselben Laster behaftet gewesen“, also müsse es bei der Tochter ähnlich sein. Zudem sei die Familie der Gesuchstellerin „teils ganz simpelhaft, teils ziemlich unrichtig im Kopf“. Und der Bürgerausschuß erinnert sich, daß man 1797 (also über 30 Jahre zurück!) schon einmal eine „simpelhafte Frau“ aufgenommen habe, die dann nach der Scheidung der Gemeinde zur Last gefallen sei. Der Feldschütz zeigt an: Söhne der D. M. hätten im Communwald Gaisbrönnle ein dürres haagebüchens Stängle um- und dürre forchene Äste abgehauen. Die Mutter erscheint vor dem Rat und erklärt, einer ihrer Jungen sei „noch ein Schulerbub“ und der andere „im Kopf nicht so ganz richtig“. Trotzdem muß sie einen Gulden Strafe zahlen. Eine aus der Bahn geratene Frau machte sich schuldig des Vagierens, verbotenen Betretens der Residenzstadt Ludwigsburg, kleinen Dieb-

stahls, Bettelns und der Unzucht und wurde dafür im Lauf von fünf Jahren in Abständen und in insgesamt neun Verfahren zu insgesamt 50 Monaten Zuchthaus, Verwahrung im Polizeihaus und Einweisung in ein Arbeitshaus, dazu jeweils zur Tragung der Gerichts- und Unterhaltskosten verurteilt. Das Gericht wußte zweifellos, daß diese Kosten von dieser Frau niemals würden aufgebracht werden können, da ihr Vermögen „lediglich Null“ betrug. Man verstärkte aber durch dieses auferlegte Joch in ihr das aufstachelnde Bewußtsein, zu den Benachteiligten und Ausgestoßenen zu gehören.

Das Leben haltloser Menschen, sehr oft weiblicher Personen, ging so zuweilen wie von Station zu Station von Gefängnis zu Gefängnis aller Variationen, sie wurden aus heute nichtig erscheinenden Anlässen dorthin gesteckt: Betteln, Vagieren, Konkubinat, Betreten der Residenzstadt Stuttgart, Verlassen eines bestimmten, ihnen zugewiesenen Bereichs (Konfination): „...schließlich ist zu bemerken, daß sie unter dem Vorwand, nach Unterurbach ins Spinnen zu wollen, abgegangen seye...“ Von Achtung der Würde des Men-

schen oder deren Wiederherstellung war nie die Rede. Im Gegenteil, man verletzte sie dauernd in der Öffentlichkeit. In einem an das Oberamtsgericht eingesandten Protokoll bezeugte man einer anderen Frau, daß sie „das schlechteste Prädikat“ habe und daß zu wünschen sei, daß dieselbe lebenslänglich in einer Straf-Anstalt beschäftigt werde. Einer Ledigen bescheinigte man „außerordentlichen Hang zur Unzucht“, und ganz offen stellte man im Gemeinderat fest, daß ein gewisser Ehemann „vom Laster des Geizes und Eigennutzes“ befallen sei und seine Frau ein „loses Maul“ habe. Wer denkt da nicht an Berichte von Datenschutz-Beauftragten als Schützer persönlicher Daten gegenüber unbefugten Einblicken!

Der Gemeinderat der damaligen Zeit hatte sich mit zahllosen kleinlichen Streitigkeiten zu befassen. Von großen Problemen, deren Lösung das allgemeine Interesse erweckt und dem Gemeinwesen Nutzen gebracht hätte, ist nie die Rede. Da will einer, der mit einem anderen dasselbe Garbenloch benützt, dieses „auf drei Seiten einmachen“, der Partner klagt; eine 14jährige Kindsmagd wird vier

Wochen zu früh wieder heimgeschickt, ein Paar Schuhe sind der ganze Lohn – der Vater klagt auf Bezahlung von fünf Gulden; unzählige Male fährt der und der mit dem Karren über fremden Grund, der Feldschütz sieht es, zeigt den Fehlkutscher an – verständlich, denn für das Auge des Gesetzes springen allemal ein paar Kreuzer Gebühren dabei heraus. Der „Stuttgarter Allgemeine Anzeiger“ fällt in Ungnade, weil er „noch nichts über die Weinverbesserung gemacht“ und über Kriegsereignisse zu wenig berichtet habe. Statt dessen bezieht die Gemeinde nun, obwohl es teurer kommt, das Konkurrenzblatt „Schwäbischer Merkur“. Der neue Amtsknecht muß den Amtsrock des bisherigen übernehmen und selbst für seine Maße herrichten lassen. Eine Heiratsgenehmigung steht an: er ist 31, sie 44 Jahre alt. Doch was soll's – als die Mannen hören, daß die beiden zusammen 950 Gulden Vermögen besitzen, wird ja gesagt.

Schließlich weiß man nicht, ob man lachen soll oder betrübt werden, wenn man vom Gesuch des armen Michael hört: Um seines „blöden Gesichts willen“ könne er in keinen Knechts-

dienst mehr treten und bitte um ein Zeugnis, das ihm ermögliche, einen Handel mit Kochlöffeln zu beginnen. Gelacht werden darf dagegen über das spitzbübische Verhalten eines andern jungen Mannes, den eine Maid als Vater ihres inzwischen freilich verstorbenen Kindleins befördert: sie will je zehn Gulden für sein Vergnügen und fürs Kindbett haben. Er aber, wohl zugestehend, daß er öfters, aber nie zur Nachtzeit in ihr Haus gekommen sei, will zuverlässige Nachrichten haben, nach denen ein anderer bei ihr geschlafen habe. Erst wenn das Fräulein sich durch einen Eid von dem Verdacht werde gereinigt haben, daß mit einem andern „etwas Unzüchtiges geschehen sei“, lasse er sich auf einen Vergleich ein und zahle zehn Gulden, „ohngeachtet er sich davon nicht überzeugen könne, der schuldige Teil an ihrer Schwangerschaft gewesen zu sein“. Zum guten Ende zahlte der Mann unter dem Nicken der weisen Räte 15 Gulden – ... Dies war also eine Reihe von tagesordnungs- und protokollwürdigen

Verhandlungspunkten des Gemeinderats. Mit ihrem Pfarrherrn standen die damaligen Oberurbacher nicht arg gut. Er hatte das Recht, drei Stück Rindvieh und zwei Gänse „auf die Weide zu schicken“. Nun wurde aber das Viehweiden in der Gemeinde abgeschafft. Der geistliche Herr fragt daraufhin an, wie er sein Recht nun „ansprechen“ solle und bittet um eine billige Entschädigung für dessen entgangene Ausnutzung in Gulden. Da kam er aber schön an! Seit über 50 Jahren hätten die Pfarrer keinen Gebrauch mehr von diesem Recht gemacht, das damit verjährt sei, hieß es. Wenn das Austreiben des Viehs auf die Weide jedoch wieder eingeführt werden sollte, stünde es dem Pfarrer frei, nicht nur drei Stück Rindvieh, sondern soviel ihm beliebt auf die Weide zu treiben, was auch in Beziehung auf die Gänse zugestanden werde. Wenn wir gerade am Weiden sind – zwei Schwestern erhielten das Amt der „Gänsehut“ unter der Bedingung zugewiesen, daß sie ihren „simplen Bruder“

zu diesem Geschäft an- und vom Betteln abhalten könnten. Ebenso zweckmäßig war die Empfehlung des Gemeinderats an den Gemeindepfleger, dafür zu sorgen, daß unter den 18 Tagelöhnern (vier davon mußten Wasserstiefel besitzen, Zulage vier Kreuzer pro Tag), die das Remsufer ausbessern sollten, möglichst viele sind, die Steuerschulden bei der Gemeinde haben, damit ihnen von ihren 24 Kreuzern Taglohn die Hälfte zur Tilgung derselben abgezogen werden könne.

Zum Schluß schimmert aus den alten Blättern doch noch ein Schein warmer Menschlichkeit, wenn der Gemeinderat von „im eigentlichen Sinn unglücklichen Personen“ spricht und damit Forst-Strafarbeiter meint, „denen meistens der Hunger auf dem Gesicht zu lesen ist“, und die oft nicht mehr arbeiten können, weil ihnen aus Mangel an Nahrung die Kräfte fehlen. Das Königliche Oberamt möge sich gefälligst für diese Ärmsten verwenden.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 1. März 1982

Ein Spaziergang mit der „histörchenfühligen Wünschelrute“ durch Urbachs Gassen

URBACH. Mit einer histörchenfühligen „Wünschelrute“ im Kopf rüstet sich ein Fleckenkundiger aus Urbach zum Gang über ausgewählte Straßen. Gleich oben am Ende der Wittumstraße schlägt sie aus und ruft in ihm die Erinnerung wach an Nächte vor über 40 Jahren. Da standen hier an der Ecke ein paar aus dem Schlaf sirenengeschreckte Leute und schauten westwärts, wo am Himmel über Stuttgart die leuchtenden Signale eines Bombenangriffs zu sehen waren: zahlreiche „Christbäume“, Glühbirnen-Lichtpunkte in solche Gestalt zusammengedrängt, schwebten im Luftraum.

Der Neigung der Straße nach abwärts befindet sich eine Gruppe von Gebäuden, die einst zum Widumhof gehörten. In diesem Namen steckt das mittelhochdeutsche Verb widmen (12. bis 15. Jahrhundert). Jemand hatte also in ferner Zeit diesen Hof samt Gütern der Kirche als Pfarrgut gewidmet, damit daraus der Unterhalt der Geistlichen gesichert werden konnte. Da die Ur-

bacher Kirche bereits im 13. Jahrhundert in der Obhut des Benediktinerklosters in Elchingen stand, gehörte diesem auch der Widumhof, und es bezog aus ihm erhebliche Zehnteinkünfte. Der Name unserer Elchinger Straße erinnert noch an diese Zusammenhänge. Das vor kurzem abgebrochene Gebäude, eines der ältesten in Urbach, war einst eine Scheuer.

Beim Verweilen vor dem eigentlichen Widumhaus gerät dem kundigen Alten jedoch eine Gestalt aus der jüngeren Vergangenheit ins Sinnen, der „Guschtav“. Er stand im Dienst von „Fahrbott“ Schiek, der von hier aus mit der Eisenbahn ankommende Güter zu den Empfängern im Ort transportierte. Dazu bedurfte es lediglich eines Pritschenwagens mit einem Pferd davor. Mit diesen beiden hatte es der Gustav zu tun. Das war nicht immer leicht: Täglich mußten zahlreiche hohe gefüllte Milchkannen geladen und zum Bahnhof gefahren werden; zu jener Zeit wurden Lebensmittel vielfach noch in größeren Holzkisten versandt. So

kam der zum Vespers beehrte Backsteinkäse aus dem Allgäu in solch gewichtigem Gehäuse daher, Würfelzucker ebenfalls – für ihn war die Kiste mit blauem Packpapier ausgelegt. Eisenstangen, Maschendrahtrollen – widerspenstiges Zeug kam an.

Gustav hatte oft seine liebe Not mit alledem. Dabei war er beim Gehen behindert, zog ein kürzeres Bein dabei nach, kam, nicht gerade groß, etwas „vornerei“, das Schicksal hatte ihn in jeder Hinsicht kärglich ausgestattet, und so war es nicht verwunderlich, daß er Mensch und Welt nicht alleweil mit sonnigem Wesen gegenübertrat und sich zuweilen bruddelig-mürrisch gebärdete. Aber er war mit seinem schlichten Gemüt ein zuverlässiger Kerl, wert, daß sich einer seiner erinnert, er gehörte zum Ortsinventar.

Im Anblick des Rathauses schlägt besagte geistige Wünschelrute wieder spürbar aus. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges gruben hier vom Keller dieses Hauses aus Schüler unter Anleitung ihres Lehrers einen Durchbruch zum

benachbarten Keller des Pfarrhauses. Im Bomben-Notfall sollten Schutzsuchende von einem tiefergelegenen Raum in den andern flüchten können. Oben im Rathaus lag im April '45 ein von amerikanischen Bombern über den nordöstlichen Hängen Urbachs abgeschossener deutscher Jagdflieger für Stunden aufgebahrt. Das Pfarrhaus war übrigens im Jahre 1711 von Pfarrer Thomas von Kapff, verheiratet mit der Schorndorferin Eccard, als privates Wohnhaus erbaut worden und ging erst später durch Kauf an die Kirchenverwaltung.

Der Rathausbuckel führt abwärts zu einer weiteren erinnerungsweckenden Ortsstelle. Etwa da, wo heut' der „Konsom“ leeres Verpackungsmaterial staut – westwärts noch ein Stück Parkplatz dazu – befand sich einst, angebaut ans große Eckhaus das „Milchhäusle“, später im Zweiten Weltkrieg die im Zuge der Zwangswirtschaft eingerichtete Eiersammelstelle und zuvor im ersten Jahrhundertdrittel die Postagentur.

Im Hause Bronn-Oetinger ereignete sich so in den 30er Jahren der erste Asylanten-Zwischenfall Württembergs. Wieder einmal war eine Insassin des Fürsorge-



Blick in die Beckengasse, rechts Jakob Bronns Gemischtwarenladen, nach 1913. (Museum am Widumhof, Foto 30)

heims der strengen Zucht des Hauses entfleucht, Richtung Hauptwache, haubentragende Verfolgende jagten ihr nach. In ihrer Verzweiflung stieß das Mädchen die Haustür auf, tripptrapp keuchte sie treppauf und gelangte zu einer erstaunten Hausbewohnerin in deren großes Zimmer, flehentlich als pädagogisch Verfolgte um bergendes Asyl bittend. Wie's ausging – denkt's euch.

Vor dem Walzschen Parkplatz stehend, überkommt den Orts-

gänger eine Vision ... wer ist es, der im Zickzack prescht / im Gras dort – ah, die Hühnerpescht! / Geflatter, panisches Geschrei, / der Tierarzt tapfer henterdrei ... Ja, ja, damals gab's noch viel Federvieh im Flecken und einige Zeit nach dem Krieg die Hühnerpest. Besagter Doktor, oft im grauen Arbeitskittel hier zu sehen, betreute (impfte) es, kundig zulänglich im Umgang besonders mit Rindern und andern Viechern. Mit Vikar, Junglehrern und „Tante Klara“ vom Rathaus

saß er dann zuweilen im „Rößle“ beim Mittagessen.

Es lockte den Chronisten noch eine letzte Stelle, wo die „Rute“ zuckt und Gedankenbilder weckt. Wo heute in einem Laden Wolle und Garne angeboten werden, saß vor langer Zeit in einem engen Raum neben einem „Tante-Emma-Laden“ ein stiller Mann und betrieb ein halb-heimliches Gewerbe: Er gra-

vierte außer Münzen und Orden auch Prägestempel für Geldstücke und Notgeldscheine (1. Weltkrieg!). Von Zeit zu Zeit fuhr Paul Kaechele zur Staatlichen Münzenanstalt in der Stuttgarter Neckarstraße, um seine Feinarbeiten abzuliefern. Hier reißt plötzlich alles Erinnern ab, die Rute bebzt seltsam, wieder webt eine Vision: ein Redakteur – er ruft: aufhören! Der Rutengänger

flieht verstört ins freie Feld, durch den Merzengraben, der in ihm das jahrhundertfern verhallende Echo anklingen läßt, das nach den Übungsschüssen übers Land kam, die hier in der Hohl-gasse der königlich „Reisige Förster“ Ludwig Gottlob Werner sein Dienstpersonal durch die Flinten jagen ließ.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 24. Dezember 1988

Histörliches um Urbacher Häuser und Straßen

URBACH. Alleweil wieder stupft es den Besinnens-Lustigen von innen her an, sich Ereignissen und menschlichen Gestalten aus vergangenen Zeiten in der Erinnerung zuzuwenden, die mit bestimmten hiesigen Örtlichkeiten zusammenhängen. Solches Tun führt dem Geiste buntlebendiges Schauspiel vor, welches Empfänglichen Ergötzen beschert und wegen der zeitlichen Entfernung seines Geschehens das Gemüt nicht aufrührt. Da denkt man sich etwa einmal, oben an der Schraie stehend, allerlei da unten in der Talebene weg und daran, daß da bereits in ferner

Zeit eine Straße ostwärts führte; und dabei erscheint einem plötzlich in geistiger Vorstellung eine Postkutsche (man hat ihr Bild in einem Buch gesehen) und darin sitzt – der Herr von Goethe. Der war am Donnerstag, dem 2. November 1797, „früh 5 Uhr von Stuttgart nach Kannstatt über den Neckar“ gefahren und notierte alle an der Strecke liegenden Ortschaften, muß leider Urbach übersehen und nennt erst wieder „Plüdershausen“.

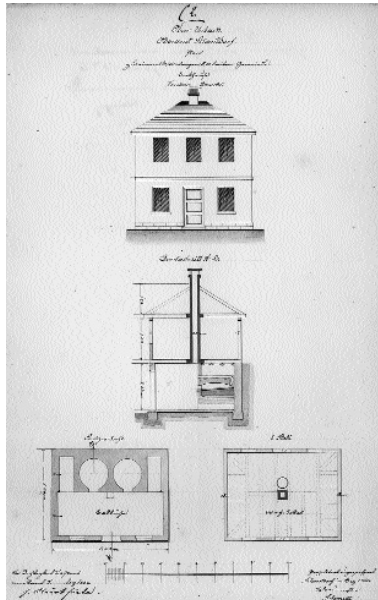
Uns aber, heute, führt, wenn wir uns umwenden, der Weg um die Ecke zur „City“, vorbei am ehe-

maligen Mehl'schen Garten, und der läßt den Kundigen in Gedanken verweilen: Hier streckten einst etliche stattliche Fichten ihre Wipfel gen Himmel, und der Ernst Mehl, dem hier alles gehörte, äußerte gelegentlich stolze Freude darüber, daß er diese von seinen Feldern her sehen könne. Er war ein kritischer Sinnierer, der sich seine eigenen Gedanken über Leben und Menschen machte, auch gerne Gescheites in Büchern las. Als er einmal, schon betagt, in der nahen Ortsbücherei erschienen war, erklärte er, seine Lebenszeit sei nun knapp geworden, weswegen er

sich nur noch gehaltvoller Lektüre zuwenden wolle.

Auch im Vorbeistreichen am Schulhaus regen sich Gedanken an Vergangenes. Als die Gemeinde unter finanziellem Wehklagen – über vierzig Jahre hin Tilgungsraten! – im Jahre 1894 ein neues Schulhaus erbaut hatte, wurde im Sparausch verordnet, daß dessen vier Schulräume samt Treppen von Schulkindern zu reinigen wären. Dieser sinnigen Regelung gemäß wurde bis 1904 kindlich geschrubbt.

Lust an Geheimnis, und was um solches webt, erwacht im Kopf, wenn in ihm angesichts der Kirche das Wort „Kirchenschatz“ erscheint. Vor runden 400 Jahren war's, als der Gemeindepfleger im Einvernehmen mit einigen vertrauten Amtspersonen in seiner Kasse im Lauf etlicher Jahre vorsorglich Gulden um Gulden angesammelt und als „Schatz“ in der Sakristei versteckt gehalten hatte. Eines Tages bemerkte der Schulmeister, welcher wie damals üblich zugleich als Mesner waltete, daß die Tür zur Sakristei am hellen Werktagvormittag offen stand und im Raum dahinter einige Verwüstung zu sehen war. Er holte Schultes und „Gerichtsverwandte“ herbei – der



*Bauplan des 1884 errichteten Backhauses und Wachlokals, der sogenannten „Hauptwache“. Es befand sich auf dem Gemeindeplatz zwischen dem Gasthaus zum „Ochsen“ und dem Haus Friedrich Bäder. Nach seinem Abbruch hat sich der Begriff „Hauptwache“ für den Bereich der Beckengasse erhalten.
(KrA Rems-Murr-Kreis C 3 Urbach, Beckengasse)*

Kirchenschatz war weg! Obwohl Geschwätz, Gemunkel und Gerüchte seinen Wert zuletzt bis auf 1000 Gulden anhoben, eine Gerichtsverhandlung stattfand, kam

nicht mehr an den Tag, als daß in Wahrheit auf rätselhafte Weise 1000 Gulden dahingegangen waren.

Gelangt der Erinnerungsgänger auf die zu Füßen der Kirche liegende „Hauptwache“, kommt ihm zunächst in den Sinn, daß es eine zuverlässige herleitende Deutung dieses etwa seit 1850 in Protokollen auftauchenden Namens nicht gibt. Er weiß jedoch, daß hier der Schauplatz verschiedenartigster Ereignisse war. Etliche kamen witterungsbedingt. Schenkte die schwangere, schütende Wolke weidlich Naß, so bildeten sich hier noch in den 30er Jahren mangels ausreichender Fluchtwege für das Wasser kleine Seen, in denen Kinder vergnüglich herumstapften. Weniger harmlos ging es zu, als zu Beginn der Hitlerjahre eine große Menschenmenge bis in die Nebenstraßen hinein diesen Platz füllte. Auf der damals noch vorhandenen Staffel zum Oetingerschen Laden stand in SA-Uniform ein polemisch auf die Leute einredender führender Vertreter der braunen Partei. Gegenüber auf der Staffel zum „Hirsch“ hatte sich ein leitender Kommunist plaziert. Es brodelten die Geister, die Stimmkräfte tobten sich aus.

Im Hernach erscheint diese Szenerie wie eine ankündigende gleichnishafte Vision in Miniatur kommenden Zusammenpralls zweier großer politisch-weltanschaulich gegensätzlich ausgerichteter Mächte. Da läßt man in der Erinnerung gern in den letzten zwanzig Jahren ein mageres altes Männlein über die Straße hier zum Bäckerladen wandeln und dort eine Brezel kaufen – seine hagere Gemahlin ist gerade in sicherer Distanz auf dem Acker; die ließe derlei Völlerei nicht zu. Die Brezel bessert er mit einer 10-Pfennig-Portion Backsteinkäse noch auf.

Wir aber wenden uns wohlgesättigt der Haubersbronner Straße zu, die einst den schöneren, aus

ortsgeschichtlicher Vergangenheit erwachsenen und auf sie weisenden Namen Eichstraße trug. Sie führte nämlich zur größten Brunnenstelle des Ortes (Eimündung der Schloßstraße), dem Eichbrunnen. Hier wurden, durch königlich-ministeriellen Erlaß genehmigt, Fässer amtlich geeicht. Zwei zu Ehrlichkeit verpflichtete Gemeinderäte walten da ihre Amtes. Doch ehe man zu dieser „Faßeichungsanstalt“ gelangen konnte, galt es, den Weppbach zu überqueren, der bis 1925 ungeniert über die Straße floß. Meist hielten die Kühe und Ochsen, die vor ihren Leiterwagen daherkamen, hier zunächst an und tranken. Ein kleiner Steg führte die Fußgänger

über das Gewässer. Im Protokoll des sparsamen Gemeinderats heißt es einmal: „Es wird einstimmig beschlossen, dem Fronmeister Auftrag zu erteilen, die Löcher in der Überfahrt mit den vorrätigen alten Pflastersteinen ausbessern zu lassen.“

Der Chronist jedoch ist in Gedanken längst „über den Bach“ und weilt bereits am Inneren See anno 1560, zwölf Morgen groß – doch da huft's ihm im Geist von Burg und Reitweg her wie ritterlich's Trab, Trab, Erinnerung reißt ab, Gedankenfluß verrinnt im See – drum, Leser, schnell ade!

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 13. Juli 1989

Die Herren von Urbach waren nicht von der feinsten Sorte

URBACH. Der an dieser Stelle vor einiger Zeit begonnene Zyklus, in welchem der Chronist vor gewissen Ortsbereichen in Erinnerungen befangen verweilte, werde nun abgeschlossen. Zuletzt standen wir in der Gegend des Inneren Sees. Diesmal schauen wir aber erst noch zurück in die Haubersbronner

Straße und ins Jahr 1978. Da bewegte sich am 2. Mai in raschem Fluß, die volle Straßenbreite einnehmend ein Strom braunen Wassers talwärts, im Vorbeischwappen Keller überschwemmend, Fäßlein schwimmend machend, Waschmaschinen kippend und Menschen erschreckend. Zwei Urbacherinnen

gerieten in ihren Häusern in Lebensgefahr. Bis zur damaligen Bundesstraße wälzten sich die Wasser. Angesichts der Wasserschäden wurde in Betracht gezogen, im Gutenauertal ein Rückhaltebecken zu bauen. In jener Zone war's freilich schon vor Jahrhunderten immer wässrig: Bis zur Mitte des 16. Jahrhun-

derts lagen dort drei Seen: der Gutenauer See, der Kottensee und der Innere See. Alle drei sind einst durch Stauung des Urbachs entstanden.

Der Innere See war mit einer Fläche von fast vier Hektar der größte. Seine Wasserkraft wurde von der Mühle des Seemüllers genutzt, etwa bis zum Jahre 1550. Vielleicht war das Mühlwerk ausgeleiert oder wollte die Gemeinde, daß der See abgelassen wurde, um die Wiesenflächen für den damals wachsenden Viehbestand zu vergrößern – jedenfalls wurde um 1553 auf dem Wasen neben der Rems eine neue Mühle errichtet. Der Leser weiß nun, warum in unserem Ort drei Straßen nach diesem See benannt sind.

Im Jahre 1923 kam die Gegend dort draußen noch einmal auf andere Weise in Bewegung. Man bemerkte, daß am Altenberg Gesteins- und Erdschichten in wachsender Menge abwärts rutschten. Da das Gelände dort noch nicht besiedelt war, kamen Menschen und Häuser nicht in Gefahr. Aber es lag in der Nähe eine wichtige Wasserleitung, um die man sich sorgte. Das Gutachten eines Stuttgarter Regierungs-

beamten sah zwar keine unmittelbare Bedrohung für die Leitung, so daß beschlossen wurde, den „Alten“ oben Steinbrocken und Erdschollen weiterhin zu Tal kollern zu lassen – gegen ihn war man doch ziemlich machtlos. Wenig erbaut ob dieses Naturschauspiels waren freilich etliche Grundstücksbesitzer am Fuß des Berges. Durch Zeitungsartikel (immer die Presse!) angelockt, strömten eine Zeit lang jeden Sonntag große Scharen Fremder in das Gelände, und viele nahmen, wie es in einem Gemeinderatsprotokoll beklagt wird, Pfähle und Leitern mit.

Sehr viel früher rumorten da droben andere Gewalten, wie jeder Urbacher weiß: Das waren die Herren von Urbach – nicht immer von der feinsten Sorte. In einem alten Buch wird von ihnen erzählt. Diese Ritter belagerten einst die Stadt Weinsberg. Nach einiger Zeit waren die Nahrungsmittel in der Stadt aufgebraucht, die Einwohner hungerten sich durch die Tage. Da besannen sich die Urbacher auf eine List. Sie ließen eines Morgens wie aus Versehen einen Frachtwagen durch ihre Wachen passieren, der sichtlich mit Fässern und Kornsäcken beladen war. In freu-



*Erdbeben am Altenberg, Februar 1926.
(Museum am Widumhof, Foto 225)*

digem Staunen lösten die Torwächter die schweren Torbalken aus den Eisenbügeln und öffneten ein Tor. Kaum war der Wagen eingefahren, krochen aus den Fässern und unter Säcken hervor Kriegersleute, überwältigten die Weinsberger Mannen – frei war der Zugang für die Rittersleut! Das Geschichtlein klingt ein wenig nach Trojanischem Pferd; aber vielleicht kannten die Herren die griechische Sage. Sei's drum: so ist's erzählt, und der Chronist schwätzt's weiter.

Es gibt noch ein weiteres, harmloses Histörchen: In jenen Jahren sollen in der Urbacher Gegend drei Brüder auf verschiedenen Burgen gelebt haben. Unser Ritter auf der Judenburg, ein anderer auf der Kunnenburg, der dritte auf der Burg Waldhausen. Sie taten einander ihr wohlbefindliches Vorhandensein alltäglich auf ritterliche Weise kund. Je ein Kanonenschuß pro Burg ballerte am Morgen und am Abend zu

verabredeter Zeit in die Weite. Lassen wir, weiterschreitend, an der Einmündung des Reitwegs in die Burgstraße Erinnerungen um den Altenberg ausklingen. Wir kommen dann, im Kelterweg, am einstigen Wohnsitz (hinter der riesigen Kastanie) des ersten Urbacher Ehrenbürgers, des Schultheißern Hermann Heinrich Krieger, vorbei, der von 1875 bis 1909 seines Amtes waltete. Unsere Gedanken verweilen bei gedenkenswürdigen Männern, und wir lenken unseren Gang entlang der Friedhofsmauer vorbei und sinnen zu einem hohen Grabstein hinauf, der den Namen Johann Abraham Schröder und die seiner Frau Elisabetha sowie von sieben Töchtern der beiden trägt. Schließlich wandeln wir noch hinterweglerisch über den Größenwiesenweg, in dessen Bereich der Urbach einst in ein Feuchtgebiet mit Kressenwiesen floß (wilde Brunnenkresse etwa wuchs da). Beim „Löwen“ erin-

nern wir uns, daß der Bach hier 1958 verbuddelt wurde, und stehen gleich vor dem Geburtshaus eines weiteren Ehrenbürgers, dem von Theodor Bäuerle, welches an der Ecke Schorndorfer/Mühlstraße (Haus Ruoff) zu sehen ist. Bäuerle war von 1947 bis 1951 Kultusminister im ersten Landes-Kabinett, hatte sich schon früher mit Fragen des Volkshochschulwesens befaßt und war bereits in den zwanziger Jahren besonders in Stuttgart für die von Coudenhove-Kalergi gegründete Pan-Europa-Bewegung tätig.

Hier legt der Chronist die einst erwähnte erinnerungsfündige kopfinnere Wünschelrute ab und schreitet, nun unbelästigt von geistigen Mühen, seinem historisch völlig unbedeutenden Hause zu.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“, undatiert

Einige Straßennamen gehen bis in das zwölfte Jahrhundert zurück

URBACH. „Wenn man im Frühling durch eine blühende Wiese geht, so ist dies schon ein Vergnügen für Auge und Gemüt; kennt man aber dazu einige Blumen noch mit Namen, so steigert dies die Freude auf besondere Weise. Ähnliches mag geschehen, wenn wir mit Auge oder Ohr die Namen gewisser Straßen unseres Ortes wahrnehmen und uns dabei etwas vom Ursprung dieser Benennungen in den Sinn kommt“, meint unser Mitarbeiter Wilhelm Spieth, der wieder einmal in alten Archiven gekramt hat, um etwas mehr Licht in die Urbacher Vergangenheit zu bringen. Er ging der historischen Bedeutung einiger Urbacher Straßennamen auf den Grund, interessant für „Eingeborene“ und auch für Zugezogene, den einen als Auffrischung und Ergänzung verblaßten Wissens, den anderen als eine neue Information für ihre Wahlheimat. Bis weit ins Mittelalter zurück reicht die Bedeutung einiger Straßenbezeichnungen.

Weit zurück in der Geschichte liegt der Ursprung der Bezeich-

nung für Bernold- und Gerundweg. Der letztere Name weist auf den ältesten Herrn von Urbach hin, der in einer Urkunde über einen geschäftlich-politischen Vorgang vom 25. Mai 1181 auf dem Hohenstaufen erwähnt wird. Bernold von Urbach lebte im 14. Jahrhundert. Ein Johann Stauer von Blosenstaufen besaß seit 1440 etwa ein Drittel der beiden Urbach samt Schloß und verkaufte diesen Besitz bereits 1464 an den Grafen Ulrich V., den Vielgeliebten, von Württemberg um 2400 Gulden in Gold. Wahrscheinlich wurde der Ulrichweg nach ihm benannt, denn der berühmtere Herzog gleichen Namens hatte nur indirekt mit Urbach zu schaffen.

Oft drangen Klagen über das Treiben der letzten Ritter von Urbach bis nach Stuttgart, über „allerley Rauberey und Plackerey im Remstal oberhalb Schorndorf dem Gmünder Wald zu“. Graf Eberhard im Bart wollte diesen Gewalttätigkeiten endgültig Einhalt gebieten. Er zog mit einem kleinen Heer gen Urbach, belagerte die Burg und zwang deren Besitzer, den Ritter Jakob, zur

Übergabe. Als sich die Tore öffneten, war dieser Vogel aber bereits ausgeflogen und hatte sich in die Pfalz abgesetzt. Auf Befehl Eberhards wurde die Burg dem Erdboden gleichgemacht. Die Urbacher sollen dabei mit besonderem Eifer mitgeholfen haben. Den Namen dieses Fürsten also trägt unsere Eberhardstraße.

In ihrer Umgebung weht noch mehr historische Luft, da, wo die Elchinger Straße verläuft. Das Kloster Elchingen bei Ulm (12. Jahrhundert) besaß in Urbach Güter, Zehntrechte und Baulichkeiten, zum Beispiel den Widumhof. Wein-, Frucht- und Heuzehnten in unserem Ort sowie in einigen umliegenden Dörfern tauschte das Kloster im Jahre 1536 gegen 127 Eimer 6 Imi Wein (rund 38200 Liter) aus dem Schorndorfer Keller an Herzog Ulrich von Württemberg ein. Soviel Durst hatten die Mönche!

Über sie kommen wir vollends zu unserer Kirche: „Im Jahre des Herrn 1509, am Tag vor dem 7. März, ist der erste Stein gelegt worden, den Georg Gaisberg legte, der damals Vogt in Schorndorf war.“ So lautet ins Deutsche



Straßenschild von Oberurbach, weiße Schrift auf blauem Grunde, Straßenschild von Unterurbach, weiße Schrift auf schwarzem Grunde.

(Museum am Widumhof, 100861, 100864)

übersetzt die Inschrift am Turm der Afrakirche, und so haben wir heute die Gaisbergstraße.

Bleiben wir in dieser Gegend und lesen auf einem Schild „Kapffstraße“. Sie trägt den Namen eines um die Gemeinde verdienten und an sie besonders anhänglichen Geistlichen, Johann Thomas von Kapff, „welchen Gott bei seinem Taufstein 1667 zu seinem Kind und anno 1690 zu seinem Diener angenommen, der Ihme zu Schornbach 14 Jahre und zu Urbach 31 Jahre gedienet und seine Gemeinde zu den Lebensbächlein geleitet.“ Er wirkte hier von 1707 bis 1738.

Den Widumhof haben wir bereits erwähnt. Das seltsame Wort stammt von dem mittelhochdeutschen „wideme“ (unser heutiges „widmen“) und bedeutete Brautgabe. In früherer Zeit nannte man das Heiratsgut einer Braut Widumgut. Die Kirche, als die Braut Christi, sollte auch ein



solches haben, das zum Unterhalt der Priester dienen sollte, und wovon andere „kirchliche Bedürfnisse“ bestritten werden konnten. Der Papst ließ keine Kirche weihen, die nicht zu diesem Zweck die nötigen Mittel hatte. Auch wenn wir heute „Wittumstraße“ schreiben, geht diese Bezeichnung auf den einstigen Widumhof zurück.

Recht weltlich wird's wieder, wenn wir uns noch einmal der Ritterzeit Urbachs zuwenden und die Burgstraße hinaufgehen. Sie weist ja nach oben zum Altenberg, auf dem einst die Burg der Herren von Urbach stand, auch Judenburg genannt, weil zu gewissen Zeiten dort jüdische Geldverleiher zu Gast waren. Die

Ritter werden auf einem Weg geritten sein, der ähnlich verlief wie die jetzige Straße. Ob der Name des anschließenden Reitwegs auf denselben Sachverhalt zurückgeht, wird angezweifelt. Das Wort könnte auch von „reuten“ stammen, und dann hätte der Weg seine Bezeichnung von „roden, urbar machen“ erhalten.

Ganz sicher sind wir wieder bei der Schloßstraße. Wo heute südlich dieser Straße das ehemalige Fürsorgeheim steht, befand sich im 15. Jahrhundert ein kleines Schloß, das den Herren auf der Burg gehörte und öfters seinen Besitzer wechselte. Es zerfiel im Lauf der Zeit. In einem Bericht aus dem Jahr 1566 heißt es darüber: „Ist in summa ein zerrissen

abgangen Ding, ist gar kein Bau mehr, weder uf dem Stock, Keller oder andern Mauerwerk.“ Ein württembergischer Rat namens Eißlinger ließ die Ruine abtragen und baute sich mit herzoglicher Genehmigung ein „Schlößle“ auf dem Platz, das noch heute steht und an dem Torbogen mit Durchgang dahinter zu erkennen ist. Im Jahre 1780 erwarb es samt zugehörigen Grundstücken ein aus Sachsen stammender Herr, Abraham Schröder, und mit ihm kommen wir schließlich zur Schrödergasse.

Er sollte dann im Jahre 1796 durch eine besonders mutige Tat beliebt und berühmt werden. Damals waren wieder einmal Franzosen im Land, die ja nach ihrer großen Revolution sehr kriegslü-

stern waren und auf Eroberungen in der Nachbarschaft ausgingen. Diesmal war ein General Moreau über Rhein und Kniebis bis Cannstatt und darüber hinaus vorgedrungen. Auch Urbach hatte Besatzung. Als eines Abends beim Appell zwei Soldaten fehlten und der Verdacht bestand, daß sie von Urbacher Bauern umgebracht worden waren, drohte der französische Oberst, der im Schloß wohnte, das Dorf samt den reifen Kornfeldern in Brand stecken zu lassen, wenn die Übeltäter nicht binnen zwei Stunden herbeigebracht würden. In einer dramatischen Szene, in der Schröder den Franzosen kniefällig und unter Berufung auf Gott um Gnade für das Dorf bat, gelang es dem tapferen Mann,

den Offizier zu bewegen, seine Drohung nicht wahr zu machen und Gnade walten zu lassen. So wurde Schröder zum Retter Urbachs.

Es ist in der vorhandenen Sachlage begründet, daß hier nur Straßennamen aus dem nördlichen Ortsteil zur Sprache kamen; im südlichen gibt es derlei in alter Geschichte begründete Bezeichnungen nicht. Doch die Bewohner dieses Ortsteils mögen sich mit dem Zitat aus einer 128 Jahre alten Ortsbeschreibung trösten: „Die geschichtlichen und früheren grundherrlichen Verhältnisse Unterurbachs fallen ganz mit denen von Oberurbach zusammen.“

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 14. Februar 1979

„Wenn due dies liesest ...“

URBACH. Zur Zeit werden am Oberurbacher Kirchturm umfangreiche Renovierungsarbeiten vorgenommen. Dabei wurde in einen Balken eingelassen folgendes interessante Schriftstück gefunden, das über die damaligen Verhältnisse Aufschluß gibt.

Das Schriftstück hat folgenden Wortlaut: „Restaurationsurkunde betreffend Renovierung des Kirchturmes im Jahre 1906. Das Kirchturmdach wurde im Jahre 1873 vom Mauerwerk an vollständig neu aufgebaut. Es scheint aber, daß damals nicht solid ge-

baut worden ist, da in dieser kurzen Zeit Schäden zu Tage getreten sind, die eine Restauration nötig machten. Die Schäden sind folgende: die sogenannte Helmstange, ein Balken von etwa 9 mtr. Länge, auf dem die Helmspitze samt Helm und Wetter-

fahne eingesetzt sind, war in ihrer ganzen Länge durch eingedrungenes Wasser angefault, an deren oberen Teilen ganz durchfault, daß sie wieder neu eingezogen werden mußte. Der Boden am Turmkranz war so gelegt, daß das Wasser vom Dache statt auswärts abfloß, nach innen eindrang und verschiedene Balken, darunter eichene, zerstörte. Dieser Boden mußte wieder ganz neu aufgeführt werden. Ferner wurden 4 neue eiserne Uhrtafeln aufgestellt, vorher waren es drei hölzerne, an den Turmfenstern angebracht. Die Uhrtafeln lieferte Fabrikant Ph. Hörz aus Ulm.

Auch wurden eiserne Schalläden angebracht, welche Schlosser Brügel in Schorndorf verfertigte. Der untere Teil des Turms wurde in den Fugen und Mauerrissen mit Cementspeis ausgestrichen, welche Arbeit Schieferdecker Baer aus Gmünd, samt der Wiedereindeckung des Daches ausführte. Sämtliche Arbeiten wurden auf Anordnung Oberamtsbaumeister Moser in Schorndorf ausgeführt. Gearbeitet haben außer obigen Personen, Steinhauer Mayer v. hier, welcher sämtliche 4 Turmfenster ausgebessert und vollständig zur Zu-

friedenheit neu hergestellt; nach einigen Tagen Pause sollte er wieder weitere Arbeiten übernehmen, war aber krank geworden und sank am gleichen Tage, als er wieder eintreffen sollte, überraschend schnell in Tod und Grab. O Freund, denk an dein Ende. Es kann vor Abend anders werden als es am frühen Morgen war.

Lehrer in den vier Schulen sind: 1. Oberlehrer Renz, 2. Schullehrer Bebion, 3. Fräulein Leopold, 4. Lehrer Emert. In der Kinderschule Schwester Mina Blaich. In derselben hält der Jünglingsverein seine Versammlung unter Leitung des jeweiligen Vikars sowie der Jungfrauenverein unter Leitung der Frau Pfarrer. Ersterer besteht etwa aus 15 Mitgliedern. Letzterer aus 40. Vertreten ist hier die Mich. Hahnsche Gemeinschaft Mitgliederzahl 200. Leiter derselben sind: Joh. Stoll 88 Jahre alt u. Mich. Öttle 65 Jahre alt. Eine von der Kirche getrennte, die Baptistengemeinde mit etwa 30 Glieder. Eine Anstalt für entlassene Strafgefangene in dem v. den Herren v. Urbach hier erbauten Schloßchen. 50–60 und mehr Personen. Hausvater Fr. Burkhardt. Kaufläden bestehen v. S. Bronn, Paul Kächele, Joh. Endriß, Benzler,

Chr. Werner, Frau Köpf und Frau Walker. Ein Flaschnerladen von Carl Schmied. Wirtschaften: Der Hirsch, Lamm, Ochsen, Rößle, Hasen, Waldhorn, Kreuz, Traube mehr als die Hälfte zuviel.

Der gegenwärtige Jahrgang ist bis jetzt mehr feucht als trocken gewesen. Kamen auch viele Wolkenbrüche mit großartigen Überschwemmungen vor. Viele Blitzschläge, Feuersbrünste, Erdbeben hie und wieder, gewaltige Stimmen Gottes an die Menschenkinder, aber siehe Mose 6 V. 3.

Heu und Öhmd gibt es reichlich. Korn ist im ganzen gut geraten. Obst gibt es auch, doch leiden viele Bäume an der Blattfallkrankheit wie die Weinberge, daher auch das Obst auf solchen Bäumen klein bleibt und gerne abfällt. Die Weinberge sehen trostlos aus, infolge dieser Krankheit, die so stark aufgetreten ist wie noch nie. Eine Folge des feuchtkalten Wetters, die wenigen Trauben fallen ab, das es im Herbst nichts mehr zu keltern gibt, geht es noch einige Jahre so fort, so hört der Weinbau hier ganz auf. Da der Land- und Weinbau sich nicht mehr rentiert, wendet sich die Mehrzahl der Einwohner der Industrie zu, die sich gegenwärtig

in unserem Tale stark entwickelt, wo sie mehr verdienen, auch gut bezahlt werden. Die Viehpreise sind sehr hoch, das einzige woraus der Bauer sich noch etwas verdienen kann; das Pfund Fleisch kostet 70–80 Pfennig, 2 Pfund Weißbrot 28 Pfennig, Schwarzbrot 4 Pfd. 46 Pfg.

Ferner haben gearbeitet, Karl Bantel Zimmermann u. die beiden Maurer Joh. Schiek Jos S. u. Wilhelm Clement von hier; welche die sehr gefährliche und mühevoll Arbeit des Gerüstes, welches an der Turmspitze in 3 Stockwerken aufgeführt werden mußte, hergestellt haben. Die Renovierung des Helms und der Wetterfahne, sowie die neue Überschalung des Kranzbodens, führte Karl Schmied, Flaschnermeister von hier aus. Sämtliche Personen arbeiteten mit viel Geschick und Fleiß. Ein Unfall bei den gefährlichen Arbeiten ist bis jetzt noch nicht vorgekommen. Möge der treue Gott fernerhin seine schützende Hand über der Arbeit walten lassen. Ein Posaunenchor spielt jeden Sonntagmittag auf dem Kranze des Turmes seine herrlichen Choräle u. Weisen, zur Erquickung der Gemeinde, der Chor besteht gegenwärtig aus 7–8 Mann. Die



Posaunenchor Oberurbach anlässlich seines 75-jährigen Bestehens 1960 (Leihgabe Kurt Rube).

Namen derselben sind: Fried. Reik, Wilhelm Österle, Gottl. Munz, Joh. Zehnder, Wilhelm Daiß, Karl Bantel, Joh. Scheuing, J. Bantel. Pfarrer und Seelsorger der Gemeinde ist gegenwärtig Konr. Hartlieb seit 1891 hier Vorsitzender des Kirchengemeinderats, welcher sich wie folgt zusammensetzt: Schultheiß Krieger, Kirchenpfleger Fr. Mehl, Leonhardt Moser v. U.Urb., Oberlehrer Renz v. O.Urb., Organist in der Kirche Gottl. Hurlebaus v. O.Urb., Joh. Frank v. U.Urb., Gemeindepfleger Schiek v. O.Urb. Kaufmann

Scheuble v. U.Urb., Vikar Theodor Gölz aus Stuttgart, Messner Friedr. Rube v. hier. Der bürgerliche Gemeinderat: Vorstand Schultheiß Krieger, Gemeindepfleger Christ. Schiek, Joh. Daiß, Totengräber, Gottl. Hurlebaus. Joh. Daiß II., G. Wenger, W. Benzler, W. Krötz, J. Walter, G. Munz, J. Bronn. Bürgerausschuß: Ludwig Nuding, Joh. Schiek, Joh. Krötz, W. Österle, Fr. Reik, Joh. Gläser, Aciser Joh. Stürm, G. Daiß, G. Walter. Gehilfen des Schultheißen: Oskar Jauß von Lustnau, Heinz Scherer v. hier, Amtsdienner Joh. Rube.

Möge der wiederhergestellte Kirchturm viele nach oben weisen und gewiesen haben, wenn du Leser dieses liesest. Wohl alle die daran gearbeitet haben, u. zur Zeit gelebt haben, werden nicht mehr hienieden sein, wenn du dieses liesest, auch du darfst nicht hier bleiben, sondern mußt in eine Ewigkeit. Gott gebe es in eine selige, darum suche was droben ist. Du suchst so viel, nur eins ist noth, denk an dein Heil und wähl in Gott das beste teil. Was sorgst du bis zum letz-

ten Tritt. Nichts brachtest du nichts nimmst du mit. Die Welt vergeht mit Lust und Schmerz schau Himmel wärts da wo dein Gott ist, sei dein Herz.

Geschrieben den 26. August 1906 von Kirchenpfleger Mehl 60 Jahre alt, dessen Familie Frau Rosita geb. Öttle, Tochter Kathrine Regine ledig, Sohn Gottlob Friedrich verheiratet mit Anna Maria geb. Schabel, deren Kinder Anna Maria, Gottlob, Ernst und Albert, sämtliche wohnhaft im Haus Nr. 40 auf dem Rain. Ges. Pfarrer

Hartlieb, mit dem Anfügen, daß Kirchenpfleger Mehl von Anfang bis zu Ende die zum Teil ebenso beschwerlichen als sehr gefährlichen Arbeiten mit größter Umsicht und Geschicklichkeit und Treue geleitet hat u. auch sonst um die Kirchenpflege sich sehr verdient gemacht hat, was zu seiner Ehre hier beigesezt worden ist."

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 15. August 1963

Buntes Allerlei aus Urbachs Handel und Gewerbe um die Jahrhundertwende

Wie war in Urbach doch vordem so mühsam manches, unbequem ...

URBACH. Wenn jetzt die Handel und Gewerbe treibenden Urbacher Geschäftsleute eine stolze Leistungsschau präsentieren, mag es sich gut ausnehmen, als Kontrast einen Blick in die Vergangenheit zu tun und einige Erscheinungen und Vorgänge aus diesem Bereich, wie sie sich so um die Jahrhundertwende darstellten, herauszugreifen und aufzuzeigen.

Leider konnten sich unsere Nachforschungen, die vorwiegend auf mündliche Auskünfte zurückgehen mußten, nur auf das Gebiet des ehemaligen Oberurbach erstrecken. Aber auch so ergibt sich wohl ein interessantes Bild, das alle Urbacher ansprechen könnte.

Wichtigste Versorgungsquelle für den täglichen Bedarf der Men-

schen unseres Dorfes waren einst die „Kolonialwarenläden“ und Gemischtwarenhandlungen. Wie sie zu jenem seltsamen Namen kamen, ist ohne weiteres nicht auszumachen. Vielleicht wollten sie damit anfangs darauf hinweisen, daß es bei ihnen auch im Unterschied zu ganz einfachen Läden Waren aus den Kolonien zu kaufen gab, wie etwa Kaffee, Tee, Reis, Tabak und

überseeische Gewürze. Den größten Teil des Ladens füllten jedoch, vor allem bei den an zweiter Stelle genannten, Waren der verschiedensten Art, von Knopf und Faden über Erdöl und Schmierseife bis zu den Nahrungsmitteln fast aller Sorten. Da lagerten in Schubladen Reis, Grieß, Zucker, Mehl, Linsen, Erbsen, Teigwaren, Rosinen, Sago, Graupen, Salz, Salpeter, in etlichen Gläsern Zimt, Nelken und Pfeffer und anderswo noch anderes. Im Gang stand ein Faß mit Heringen, daneben eine Kiste mit Schmierseife. Aber alles war säuberlich getrennt und vertruug sich nebeneinander und erzeugte im Raum einen ganz spezifischen, eigentlich angenehmen Geruch. Der Käufer erstand die Waren in verschiedensten Mengen: ein Viertelpfund Grieß, ein halbes Pfund Zucker, ein Liter Erdöl, 100 g Salpeter (fürs Schlachtfleisch). Alles wurde abgewogen oder abgefüllt, in eine Tüte („Guck“) gegeben oder in andere Behältnisse. Für den Verkauf von Gewürzen gab es eine besondere Waage; mit einem Hornlöffelchen holte man Pfeffer oder Zimt aus dem gut verschlossenen Vorratsglas. Sehr bezeichnend ist es, daß damals

Würfelzucker im Verbrauch an erster Stelle stand, vor Kristall- oder Grießzucker. Ihn nahmen die Leute in ihren Malzkaffee. Süße Kuchen oder gar Torten wurden kaum gebacken; man kaufte also selten oder nur in kleinen Mengen den feinkörnigen Zucker. Würfelzucker kam in hölzernen Kisten aus der Zuckerfabrik; die Hände wurden beim Abpacken strapaziert. Den „Kutter“, der sich am Grund der Kiste angesammelt hatte, verbrauchte der Ladeninhaber selbst. Auch ganze Zuckerhüte in dickem blauem Packpapier gab es zu kaufen. Beim Kaufmann Bronn an der Ecke der „Hauptwache“ (heute coop) wurden zu Weihnachten zentnerweise Springerle für den Verkauf gebacken. Die Model dazu existieren noch heute in der Familie. Bis in den Heiligen Abend hinein kamen ungeniert Kunden, um dies und jenes, was vergessen worden war, einzukaufen. An der Wand hingen eckige Blechbehälter mit Salatöl und Essig; außen war ein gläsernes Rohr mit einer Skala angebracht, und durch einen Hahn wurde dann unten die verlangte Menge abgelassen. Das war noch ein angenehmes Verkaufshantieren. Wenn aber jemand kam und ein

Pfund schwarze Wagenschmiere („Karresalb“) verlangte, die aus einem Blechkübel zu holen und in eine mitgebrachte alte Büchse zu füllen war – das war ein Gesalb! Diese Schmiere wurde auf die Radlager aller Pferde-, Ochsen- und Handwagen gestrichen, damit reibungsarm gefahren werden konnte. Wenn es erforderlich war, gab es bei Bronn auch gleich Bandeisen für die hölzernen Radreifen zu kaufen, das dann der Schmied aufzog. Im Zusammenhang mit der damals noch verbreiteten Viehhaltung im Dorf mußte es im Gemischtwarengeschäft möglichst auch Bremsenöl („Breameöl“) geben, mit dem man das Vieh zum Schutz gegen die lästigen Insekten einrieb. Dieses Mittel gab einen ekligen Geruch von sich, und der Verkäufer freute sich entsprechend, wenn er wieder etwas davon abfüllen durfte. Alle Fahrzeuge mußten bei Dunkelheit durch eine Laterne „beleuchtet“ sein. Sie baumelte meist irgendwo am Wagen und ihre Flamme wurde mit Erdöl gespeist, das man im selben Laden erstehen konnte, in dem man auch seinen Käse kaufte. Aus einem Blechfaß wurde es per Pumpe in eine kleinere Kanne

befördert, die es in jedem Haushalt gab. Denn auch die Beleuchtung im Haus beruhte neben der Kerze auf Petroleumlampen.

Während der Hauptlegezeit der zahllosen Hühner im Ort lief der Verkauf von Wasserglas, einer flüssigen, nicht ungefährlichen Natriumverbindung auf Hochtouren. Sie stand in großen bauchigen Korbflaschen, die man in Schräglage bringen („gähge“) mußte, um die wässrige Flüssigkeit in die verschiedenartigsten, von den Käufern mitgebrachten Behältnisse zu füllen, auf die hernach ein Etikett mit Giftzeichen aufgeklebt werden mußte. Trotzdem gab es in jener Zeit immer wieder Unfälle dadurch, daß jemand aus einer Flasche versehentlich einen Schluck Wasserglas zu sich nahm. Dieses war dazu vorgesehen, Eier zu konservieren. Man legte diese je nach Höhe des Bedarfs in einen Steinguttopf oder in ein Holzfaß und goß darüber Wasserglas, bis der Vorrat bedeckt war. Bald verfestigte sich jenes bis zu einer gewissen Sulzigkeit und bewahrte die Eier sicher vor dem Verderb. Wichtige Reinigungs- und Waschmittel waren Schmier- und Kernseife, die letztere, in harte Riegel geformt und in Kisten, etwa vom

Seifen-Haas in Aalen angeliefert, war leicht zu verkaufen. Mit der Schmierseife dagegen gab es dabei ein übles „Geschmotze“, bis man sie in ein Gefäß oder auf Papier brachte und abwog. Zum Waschtage der Hausfrau gehörte einstens auch noch das Waschblau für das am Schluß der Wäsche erforderliche Spülwasser. Dieses Produkt gab es als Pulver, in Kugeln oder als Paste.

Wenn wir schon beim Reinemachen sind: Schuhwische wurde in Spanschachteln angeboten und mit Wasser oder „Spucke“ verdünnt aufgetragen.

Zur typischen Ladenluft-Atmosphäre trug auch das Faß mit den Salzheringen bei, das irgendwo stand. Bei Bronn duftete dazu noch der Backsteinkäse, der in ganzen Kisten direkt aus dem Allgäu bezogen wurde. Diese Käseart war ein sehr beliebtes Vesper, das auf den Acker mitgenommen wurde. Dazu gab es Most aus grauen Steinkrügen („Sutterkrug“), die man im gleichen Geschäft für 50 Pfennige erstehen konnte.

Auch Kaffeedüfte komponierten mit an der Zusammensetzung der Ladenluft. Da wurde ja in einem großen Röstapparat, in dem eine hohle Kugel, mit Roh-

kaffee gefüllt, von Hand zum Rotieren gebracht werden konnte, Kaffee gebrannt. Die Hitze lieferte brennendes Holz auf einem Rost. Bohnenkaffee wurde aber im allgemeinen nicht täglich und von allen getrunken. Die meisten Leute begnügten sich mit Malzkaffee der Marken Frank und Kneipp, der mit einem Stückchen Zichorie gebraut wurde, die zylinderförmig in rotes Glanzpapier verpackt war, und dessen Innenseite man übrigens um die Osterzeit zum Färben von Eiern verwenden konnte, indem man diese einfach mit dem Papier abrieb.

Ein beliebtes Genußmittel mancher Männer war der „Schick“-Kautabak, den es in Form kleiner, dunkelbrauner, schneckenförmiger Rollen gab, die nicht gerade appetitlich aussahen; auch das mit dem Verbrauch verbundene Kauen und Spucken war natürlich nicht „firstklassig“.

Eine ungeliebte Verkäufertätigkeit war das Zählen von Schuhnägeln. Es war damals allgemein üblich, die Sohlen der Gebrauchsschuhe für den Alltag dicht mit dickköpfigen Nägeln zu beschlagen. Viele besorgten dies selbst und kauften also z. B. 50 Schuhnägel für diesen Zweck.

Derlei Nagelschuhe waren unter gewissen Umständen der Schrecken der Hausfrau, wenn sie diese über empfindliche Zimmerböden kommen sah. Was Spikes heute für die Straßen sein können, waren damals jene Schuhe für Böden.

Mühevoller Arbeit gab es bei Bronn im Frühjahr. Samen direkt vom Züchter waren ins Haus gekommen, wurden unter Mitwirkung der ganzen Familie auf einer besonderen Feinwaage abgewogen, in Tütchen gefüllt und beschriftet. Dazu hatte Schipfer und Waldmann aus Heilbronn Kleesamen und Angersenkern in Säcken geliefert, die im Hausgang standen, und aus denen literweise die Samen verkauft wurden.

Ähnliche, doch weniger Gewinn bringende Familien-Gemeinschaftsarbeit gab es übrigens später während der beiden Weltkriege. Da saßen alle um den Tisch, Haufen von Tausenden briefmarkengroßer Lebensmittelmarken vor sich, die von den Kunden eingegangen waren. Die Papierchen mußten alle sortiert und auf große Bogen aufgeklebt werden, deren Vorlage beim Lebensmittelamt schließlich den Einkauf neuer Nahrungsmittel



Urbacher Gewerbetreibender auf dem landwirtschaftlichen Hauptfest in Cannstatt (Museum am Widumhof, Foto 116).

durch den Geschäftsmann ermöglichte.

Jahreszeitlich bedingt war auch das Geschäft mit Wolle. Im Winter strickten die Frauen viel, besonders auch Männersocken, und die Gemischtwarengeschäfte des Dorfes hielten ein reichhaltiges Angebot bunter Wollknäuel bereit. Auch Kleider- und Schürzenstoffe, Litzen und Spitzen und Bänder, Knöpfe, Nadel und Faden gab es dort.

Für uns heutige Zeitgenossen unvorstellbar sind die Öffnungszei-

ten der Ladengeschäfte von damals. Man konnte ohne Bedenken auch samstags von 6 Uhr früh bis halb zehn Uhr in der Nacht die Glocke an der Ladentür klingeln lassen und einkaufen. Mittagspause gab es keine: Man ließ als Ladeninhaber eben den Löffel fallen, wenn einer um die Essenszeit kam und ein halbes Pfund Wagenschmiere kaufen wollte. Am Sonntag war der Laden von 8 Uhr bis zum „Zweitläuten“ der Kirche geöffnet, und nach dem Gottesdienst

konnte der Rubel wieder bis 3 Uhr rollen.

Solche Ladengeschäfte, wie wir sie hier zu beschreiben versuchen, gab es in Oberurbach seinerzeit etwa vier. Das größte war das von Jakob Bronn. Er führte neben den damals üblichen Waren auch solche aus dem Drogeriebereich, wozu es einer besonderen amtlichen Genehmigung bedurfte, außerdem betrieb er einen größeren Eisenhandel, der sich im Scheunenteil seines Hauses abspielte. Hierher kamen auch Handwerker des Orts, die entsprechendes Material verarbeiteten.

Im Hohenacker befand sich das Geschäft von Paul Kaechele, dessen Tochter Irene wir wertvolles Material für unseren Rückblick verdanken. Sie lebt, 81jährig, geistig und körperlich sehr rüstig in einem Altersheim in Welzheim. Sie ist zugleich über ihre Mutter die Enkelin des einstigen Bürgermeisters Krieger, der im vorigen Jahrhundert in unserem Ort „regierte“.

Dann gab es in der unteren Schloßgasse noch den Laden von Scherer bzw. Pfeifle und in der Ledergasse den eines etwas unzugänglichen älteren Fräuleins namens Köpf. Bei ihr hing an der

Tür zum Ladenstüble stets ein Männerhut oder eine Militärmütze. Zu jener Zeit trieben sich nämlich noch öfters Landstreicher im Flecken herum, und jene Kopfbedeckungen sollten zum Schutz des Fräuleins die Anwesenheit eines Mannes im Haus vortäuschen.

Gasthäuser gab es anno dazumal in Oberurbach mehr als heute. Das „Ausgehen“ der Männer war eben in größerem Ausmaß als heute üblich. Gute Bürger kehrten regelmäßig ein. Die „Krone“ war das älteste und empfing ihre Gäste im selben Haus, in welchem später Jakob Bronn sein Gemischtwarengeschäft betrieb. Der „Ochsen“ bot Kegelbahn, Billardzimmer und Gartenwirtschaft, hatte eine sehr gute Küche und galt als „erstes Haus am Platze“. Kein Wunder, daß auch der Herr Oberamtmann aus Schorndorf gelegentlich dort verkehrte. Gleich danach rangierte der „Hirsch“. Hier fanden auch Vereinsveranstaltungen statt, denn es gab da den größten Saal und einen besonderen Tanzboden. Fuhrleute, die auf längeren Strecken unterwegs waren, konnten im „Hirsch“ ihre Pferde einstellen. Auch im „Waldhorn“ gab es eine Kegelbahn. „Kreuz“,

„Pflug“, „Lamm“ und später das „Rößle“ waren weitere Gasthäuser oder Wirtshäuser, wie man früher eigentlich sagte.

Der Bäcker Blickle (jetzt Haus Höfer) betrieb neben der Backein Wirtsstüble. Er trug Brot und Wecken ins Haus der Kundschaft. Brezeln gab es übrigens nur sonntags. Wo heute die Kreissparkasse steht, befand sich die Bäckerei Staufert, der Bäcker Walz knetete und buk im selben Haus, wo dies derzeit noch geschieht. Der „Schaalebäck“ besaß eine Mehlhandlung in der Beckengasse, Ecke Schrödergasse; es waren drei ledige Geschwister im Haus. Fleisch und Wurst gab es im „Lamm“ und „Rößle“; weitere Metzger wie Bantel hatten ihr Geschäft in der Haubersbronner Straße (damals schöner „Eichstraße“) und Konrad Müller im „Hirsch“. Er war auch Viehhändler.

Andere Handwerker waren z. B. die zwei Schmiede Osterle, nämlich der Daniel und der Karl, dann noch Wagner, Kübler, Schreiner, Zimmermänner sowie mehrere Schuhmacher.

Der Flaschner Schmied war insofern ein bemerkenswerter Mann, als er um die Jahrhundertwende im Boxerkrieg in China gekämpft

hatte. Seine Werkstatt befand sich da, wo einst die kleine Post untergebracht war, gegenüber der Kreissparkasse.

Nur für „bessere Leute“ arbeitete die Damenschneiderin, eine Frau Hermann (Witwe) mit Sohn, im Dachstock des Hauses Pfeifle. Zu den Gewerbetreibenden zählten auch noch andere Einwohner, so der Fuhrmann Stirn an der Ecke der Schraie oben. Er transportierte Güter und Holz, mit Kutsche und Schlitten aber auch Personen. Frachtbote („Fahrbot“) war David Zehender in der jetzigen Brunnenstraße. Schäfer Birk, Großvater unseres Gärtners gleichen Namens, hatte seinen Winterstall im Hohenacker.

Zählt man eine Hebamme auch zu den Gewerbetreibenden, so darf berichtet werden, daß sie im „Ernstfall“ auf dem Rathaus den Gebärstuhl holte, um der Wöchnerin Erleichterung zu ermöglichen. Leider ist dieser Stuhl rätselhafterweise etwa seit dem Jahr 1935 verschwunden. Wie übrigens auch ein Siegelstock und ein Etui mit alten Stempeln.

Diese Begriffe lenken unsere Erinnerung noch zu einem ganz heimlichen gewerblichen Tun, dem sich der bereits erwähnte Paul Kaechele hingab. In seiner

engen Stube neben dem kleinen Laden zwischen zahlreichen zierlichen Werkzeugen betrieb er das Gravieren von Münzen und Orden. Das erstere war „Geheimsache“. Schließlich sollten ja die Prägestempel für Geldstücke und -scheine, die er fertigte, nicht in falsche Hände geraten. Niemand wußte also davon, daß der stille Mann etwa solche Stempel für polnische Münzen herstellte, die hernach im besetzten fernem Polen (1. Weltkrieg) in Umlauf kamen, oder daß er dasselbe für das „Notgeld“ lieferte, das viele Städte zur selben Zeit in Scheinen ausgaben. Von Zeit zu Zeit fuhr Kaechele mit der Bahn nach Stuttgart zur Staatlichen Münze in der Neckarstraße. Ähnliche Zusammenhänge bestanden auch zwischen ihm und den Orden Charlottenkreuz, Verdienstmedaille und Friedrichsorden. Derlei weiterwirkende Dinge hatten also einst in Oberurbach ihren Ursprung!

Auch „Industrie“ gab es bei uns bereits in alter Zeit: eine Ziegelei mit einem hohen Kamin stand drüben in der Gegend der heutigen Friedhofstraße. Der Besitzer hieß Engele, fertigte Backsteine und beschäftigte etwa ein Dutzend Arbeiter, vorwiegend Italie-

ner („...es gibt nichts Neues unter der Sonne...“). Einer von ihnen, genannt Josef, kochte seine Polenta immer auf offenem Feuer im Freien. Die Leute hatten ihre Unterkünfte neben der Ziegelei („Werkwohnungen“).

Lange Zeit wurden in Urbach auch Zigarren hergestellt, meist durch Frauenhände. Unternehmer waren Siegle, Fetzer und Haier, der in der Hohenackerstraße vier bis acht Personen eingestellt hatte (Wohnhaus u. a. der Kindergärtnerinnen). Im übrigen gingen die Urbacher, soweit sie nicht ganz durch ihre Landwirtschaft ausgelastet waren, nach Schorndorf in die Porzellanfabrik (jetzt Wirlitsch-Möbel), die Knopffabrik am Ostrand der Stadt damals, in die Fingerhutfabrik Gabler hinter dem Holzverarbeitenden Abt, zu Arnold und in die Lederfabrik Breuninger. Die Knopffabrik und die „Porzlänerer“ waren, wenn man so sagen will, die ersten Umweltverschmutzer unserer Gegend. Die erstere durch Gestank von verbranntem Horn und die andere durch dicken, dunklen Qualm. Die Arbeiter hatten zehnstündige Arbeitszeit, starteten um 5 Uhr in der Frühe zu Hause und gingen zu Fuß in die Stadt.

Um die Mittagszeit – und nun geht's wieder um ein „Gewerbe“ – standen an verschiedenen Stellen im Ort Frauen mit zuweilen seltsamen Gefährten: hochrädigen alten Kinderwagen oder kleinen Leiterwagen. Zu ihnen kamen von allen Seiten andere Frauen oder Kinder mit verummten Töpfen, in denen das Mittagessen für die Männer in der Fabrik warm gehalten wurde. Waren die Fahrzeuge vollgeladen, ging die Fuhre ab, bei jeder Witterung. Nicht, ohne daß die

den Transport ausführenden Frauen zuvor meist kleine andere Aufträge übernommen hätten, etwa eine Arznei aus der Apotheke in Schorndorf mitzubringen oder Dr. Schobeß zu bestellen, der dann mit der Kutsche herausgefahren kam.

Welche große Gegensätze, welche auffallende Unterschiede zwischen damals und heute kommen einem da zum Bewußtsein, wenn man unsere Darstellung überschaut! Die Menschen einst hatten es fast in allem schwerer,

mußten mehr und mühsamer arbeiten als wir und waren in vieler Hinsicht gefährdet. Trotzdem gab es nicht mehr Unzufriedenheit als heute. Dies alles ist des Nachdenkens wert.

Wir schließen mit der Abwandlung des Zitats eines bedeutenden Mannes: „Gültig für Gewerbe auch und Handel: nichts ist so beständig wie der Wandel“.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 27. April 1979

Die Geschichte des Abraham Schröder oder Ein Urbacher Heimkehrer von anno 1813

URBACH. „Kleine Wellen der Weltgeschichte schlugen einst bis nach Oberurbach durch“, resümiert unser Mitarbeiter Wilhelm Spieth die Geschichte des Abraham Immanuel Schröder, Sohn des in Urbach wohlbekannten Johann Abraham Schröder, der eine Zeitlang das heute noch erhaltene „Schlößle“ (daher auch Schloßstraße) besaß. Jener Abraham Immanuel, entgegen dem Willen des Vaters in die Dienste des Militärs getreten,

brachte es in seiner Laufbahn bis zum Oberst und wurde von König Friedrich in den erblichen Adelsstand versetzt. Schröder jun. war einer der 12 000 Soldaten, die Württemberg Napoleon für dessen Rußland-Feldzug zur Verfügung stellen mußte. Und er war unter den 500, die davon übrig blieben und aus dem russischen Winter zurückkehrten. Die Geschichte des zunächst ungeliebten, dann doch mit Stolz vom Vater wieder aufgenommenen

Sohnes, entdeckte Wilhelm Spieth in einem alten Buch, das ihm eine Urbacherin zeigte. Erzählt hat die Geschichte darin eine gewisse Johanna Schröder, Urenkelin des Johann Abraham Schröder.

Wilhelm Spieths Geschichte im folgenden im Wortlaut: „Unsere Schrödergasse erinnert den Kundigen an Johann Abraham Schröder, in dessen Besitz das „Schlößle“ samt zugehörigen Gütern von

1780–1815 war. Als 1796 während der napoleonischen Kriege die Franzosen im Ort waren, rettete er nach verbürgten Berichten bekanntlich das Dorf davor, niedergebrannt zu werden. Dies sollte die Vergeltung für den Tod zweier französischer Soldaten sein, die erschlagen worden waren. Seit jenem Erlebnis mit dem Obersten dieser Besatzung hegte Schröder eine unauslöschliche Abneigung gegenüber dem Soldatenstand.

Dies sollte sich auf unvorhergesehene Weise auch in seiner eigenen Familie auswirken. Einer seiner begabten Söhne, Abraham Immanuel, wünschte sich sehnlichst, Soldat zu werden. Der Vater geriet außer sich: „Lieber will ich keinen Sohn als einen Taugenichts!“ Er schickte den Unglücklichen nach Leipzig zu dessen Bruder Christian, der dort ein Handelsgeschäft betrieb (die Schröders stammten aus Sachsen). Einige Zeit ging alles leidlich gut. „Nur, wenn es draußen trommelt, kann ich ihn nicht mehr hinter dem Ladentisch halten“, schrieb Christian. Eines Tages kehrte Immanuel nicht mehr ins Geschäft zurück; er war österreichischen Werbem gefolgt. Zweimal kam von ihm noch ein

Brief aus Siebenbürgen mit Bitten um Geld. Danach blieb er verschollen.

In Württemberg regierte zu jener Zeit Herzog Friedrich II., späterer Kurfürst und König von Napoleons Gnaden. Im Ludwigsburger Schloß wird ein Tisch gezeigt, der damals, einer beträchtlichen Rundung des königlichen Bauches angepaßt, mit einer nierenförmigen Einbuchtung versehen worden war. Seine Tochter Katharina mußte Friedrich dem jüngsten Bruder Napoleons, Jerome, König von Westfalen bis 1813, zur Frau geben. Württemberg war Mitglied des Rheinbunds und verpflichtet, dem mächtigen Korsen 12 000 Soldaten zur Verfügung zu stellen, die unter Marschall Ney 1812 mit der „Großen Armee“ nach Rußland zogen. Nur 500 von ihnen kehrten aus dem russischen Winter zurück.

Einer davon war an einem Frühlingsabend des Jahres 1813 auf der Straße von Schorndorf nach Oberurbach unterwegs. In der Stadt hatte er die Straßen gemieden, in denen Freunde und seine mit dem Kaufmann Lieb verheiratete Schwester Elisabeth wohnten – es drängte ihn nach Hause. Er war krank, abgezehrt, geschwächt, und das Gehen fiel

ihm schwer. Seine Uniform, deren einstigen Glanz man noch ahnen konnte, hing in Fetzen an ihm. Vor dem noch heute bestehenden Eingang ins „Schlößle“ (Schloßstraße) sank er zu Tode erschöpft nieder. Das Gebell der Hunde rief seine Schwester Johanna herbei, die erschreckt und erfreut zugleich den Bruder erkannte. Wochenlang pflegte sie ihn; der Vater redete kein Wort mit ihm und wollte nichts von seinen Erlebnissen hören. Erst, als der Alte im häuslichen Kreis eines Abends ins Erzählen kam und es sich herausstellte, daß er sich einstens bei der Werbung um seine Frau, die Mutter der Kinder, auch über scheinbar unüberwindliche Widerstände hinweggesetzt hatte, und der Sohn ihn darauf hinwies, wurde er milder und versöhnte sich mit Immanuel. Und als dieser gar mitteilen konnte, daß ein Kurier des Königs Friedrich vor Tagen in einem versiegelten Brief seine Ernennung zum Major und die Erhebung in den erblichen Adelsstand überbracht habe, war das Eis gebrochen, der Alte war nun stolz.

Zwar mußte Immanuel noch einmal im Dienste des Königs in der Schlacht bei Leipzig auf der Seite

Napoleons kämpfen, aber nach dessen Niederlage dort und dem Abfall der Rheinbundstaaten zog er unter Fürst Schwarzenberg und mit 25 000 Württembergern

dem fliehenden Franzosenheer nach und kehrte als Oberst an der Spitze eines Reiterregiments glücklich in die Heimat und schließlich nach Ludwigsburg

zurück. Sein Vater, der 1815 starb, erlebte dies alles noch.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 6. Mai 1980

Den „Fetzen“ zu verdanken, die beim Dörrobstverkauf schummelten?

URBACH. Ein von dem Urbacher Lehrer Horst Ziegele aus Anlaß des letzten Schulfestes der Wittumschule gefertigtes Gips-Relief des Urbacher „Schnitzfetzers“ hat unseren Mitarbeiter Wilhelm Spieth bewogen, „eine Art Expertise“ (Spieth) zur Darstellung der Figur und des Begriffs, der seit langem als Schimpfname der Urbacher gilt, zu verfassen:

„Nix Gwieß woiß mr net.“ Dieser alte schwäbische Spruch gilt auch im Blick auf die Erklärung des Wortes „Schnitzfetzler“, das ja nie ein festgeschriebener, offizieller Begriff, sondern eben ein Schimpfname für die Urbacher war.

Am klarsten sieht die Deutung bei dessen erstem Teil aus. „Schnitz“ waren und sind auch heute noch in diesem Zusam-

menhang zerteilt gedörnte Äpfel und Birnen. In Urbach gab es immer schon viele Obstbäume, zumal nach dem Rückgang und schließlichen Ausfall des Weinbaus am Ort (1810 bzw. 1915). Im Jahre 1859 ersetzte man in einem Backhaus den bislang dort aufge-



Bronzefigur des Urbacher Schnitzfetzers, von Rud. Köll, 1951. (Museum am Widumhof)

stellten Waschkessel durch einen Dörrofen, weil ein dringender Bedarf für einen solchen bestand. Also: Schnitz wurden in großen Mengen erzeugt; sie waren eine Urbacher Spezialität. Beim zweiten Teil des Neck- oder Spitznamens beginnen die Unsicherheiten. Sprachlich konnte man „fetzen“ aus dessen Substantiv ableiten und demnach die damaligen Urbacher als Leute kennzeichnen, die Äpfel und Birnen (zer)fetzen, um Schnitz daraus herzustellen. Dies wäre eine sehr sachlich begründete „Titelverleihung“ gewesen.

Spitznamen erwachsen jedoch alleweil aus dem Bedürfnis, die anderen zu ärgern oder zu verspotten. Daher könnte man geneigt sein, eine andere, freilich etwas legendäre Herleitung für wahrscheinlich zu halten. Die Ur-

bacher sollen ja verpflichtet gewesen sein, den Herren auf der Burg droben u. a. „Schnitz“ zu liefern. Später verkauften sie aus ihrer Dörr-Produktion an die Bevölkerung der Umgebung. In beiden Fällen wurde die Ware gewogen. Und dabei soll es peinlich, peinlich gleich nicht immer ehrlich, zugegangen sein. Die Schnitz seien, so die Sage, Tage

vorher etwas angefeuchtet worden, um ihr Gewicht zu mehren, was ja nicht schwierig war. „Diese Fetzen“ mag da wohl mancher Geschädigte ausgerufen haben. Damit hätten wir's denn ... „Schnitzfetzer“. An dem „r“ am Schluß des Wortes sollten wir uns nicht stoßen. In selten geschriebenen oder gedruckten Wörtern nahm man's damals mit

einzelnen Buchstaben nicht so genau.

Übrigens: Kein Nachfahre der damaligen Fälscher ist mehr unter den Lebenden, niemand unter unseren Mitmenschen braucht sich also als ein solcher zu schämen.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 18. Mai 1983

Murks beim Turmbau, Händel um die korrekte Besetzung eines Honoratioren-Kirchenstuhls

URBACH. „Aus der Kirche geplaudert“ nennt unser Mitarbeiter Wilhelm Spieth seine jüngsten „Ausgrabungen“ zur Ortsgeschichte Urbachs. Er ist dabei nicht nur auf Vorgänge um eine Kirchturmsanierung, wie sie jetzt wieder ansteht, gestoßen, sondern auch auf Dinge, die heute eher belustigend wirken, zu damaliger Zeit allerdings durchaus als ernsthaft betrachtet und daher auch mit entsprechend deftigen Begleiterscheinungen ausgefochten wurden. Es handelt sich um die Reservierung von Kirchenstühlen für die Honoratioren des Orts. In diesem Zusam-

menhang soll es 1855 zur Auseinandersetzung zwischen der Kirche und dem Unterurbacher Schultes Stein gekommen sein, der sich bitter darüber beklagte, daß seiner Gattin der Ehrenplatz streitig gemacht werde, und das auch noch von der Frau Ratschreiber Dannecker ...

Wilhelm Spieth schreibt: Letzthin war im Urbacher Gemeinderat die Rede von einer Kirchturmsanierung. Dies erinnert an eine solche im Jahre 1963. Damals wurde, in einen Balken eingelassen, ein Schriftstück gefunden, das als „Restaurationsurkunde“

bezeichnet war und darüber berichtet, wie der Turm anno 1906 baumedizinisch behandelt worden war. Der damalige Kirchenpfleger Friedrich Mehl (geb. 1840) hatte diese Urkunde verfaßt. Er schaut auf eine Erneuerung dieses krönenden Objektes im Jahre 1873 zurück, in welchem das Kirchturmdach vom Mauerwerk an vollständig neu aufgebaut worden war. Er vermutet „daß damals nicht solid gebaut worden ist“, denn die sogenannte Helmstange, ein Balken von etwa neun Metern Länge, auf dem die Helmspitze samt Helm und Wetterfahne aufgesetzt sind, war in



*Afrakirche Urbach Ende der 50er Jahre.
(Museum am Widumhof, Foto 41)*

ihrer gesamten Ausdehnung durch eingedrungenes Wasser angefault und mußte neu eingezogen werden. Der Boden am Turmkranz war so gelegt, daß das Wasser vom Dach, anstatt nach außen abzufließen nach innen drang und verschiedene, sogar eichene Balken zerstörte. Sämtliche Arbeiten des Jahres 1906, von welcher die Urkunde spricht, wurden auf Anordnung eines Oberamtsbaumeisters Moser von Schorndorf ausgeführt, und der Kirchenpfleger lobt Geschick

und Fleiß aller daran beteiligten Handwerker. Da gab es, ortsansässig, Karl Bantel als Zimmermann, die Maurer Johann Schiek Josefs Sohn und Wilhelm Clement, einen Flaschnermeister Karl Schmied und den Steinhauer Mayer. Der wollte nach einer krankheitsbedingten Pause gerade wieder zu arbeiten beginnen, „sank aber am gleichen Tag überraschend schnell in Tod und Grab. O Freund, denk an dein Ende. Es kann vor Abend anders werden, als es am frühen Mor-

gen war.“ Der damalige Pfarrer des Orts, Konrad Hartlieb, bescheinigt dem Verfasser des Berichts aus dem Balken ausdrücklich, daß er alle beschwerlichen und zum Teil gefährlichen Arbeiten mit größter Umsicht, Geschicklichkeit und Treue geleitet hat.

Unser Autor Mehl wollte uns in seinem Schreiben auch einiges darüber sagen, was zu jener Zeit hier war, und was sich sonst noch zugetragen hat. An der Schule mühten sich vier Lehrer, Oberlehrer Renz, der zugleich der Organist der Kirche war, die Herren Bebion und Emert und das Fräulein Leopold. Im ehemaligen Schlößchen war ein Heim für entlassene weibliche Strafgefangene eingerichtet worden, das 50 bis 60 Personen aufnehmen konnte. Über die allgemeine Wetterlage des Jahres heißt es: „Der gegenwärtige Jahrgang ist bis jetzt mehr feucht als trocken gewesen. Kamen auch viele Wolkenbrüche mit großartigen Überschwemmungen vor. Viele Blitzschläge, Feuersbrünste, Erdbeben hie und wieder, gewaltige Stimmen Gottes an die Menschensinder, aber siehe Mose 6, Vers 3.“ Obstbäume und Weinberge litten unter der „Blatt-

fallkrankheit", die wenigen Trauben fielen ab, und der Kirchenpfleger prophezeit richtig, daß der Weinbau in Urbach bald ganz aufhören werde, wo viele Einwohner ohnedies der Industrie zuströmten, die sich damals im Remstal gerade lebhaft entwickelte und den Arbeitenden bessere Einkünfte bot, als sie in der Landwirtschaft zu erreichen waren. Am Ende des Schriftstücks fügt Mehl noch einen Wunsch an: „Möge der wiederhergestellte Kirchturm viele nach oben weisen und gewiesen haben, wenn der Leser dies lieset.“

Wir bleiben bei der Kirche, wenn wir noch aus einer anderen „Ausgrabung“ Kunde schöpfen, aus einer Zeit, die über hundert Jahre zurückliegt. Da erfahren wir von einer Art Variation des Brünhild-Kriemhild-Streites vor der Kirchentür. In einem Brief vom 25. Mai 1855 an den Kirchenkonvent beklagt sich nämlich der Unterurbacher Schultes Stein, daß seiner Frau Hindernisse bei der Benutzung des ihr zustehenden Kirchenstuhls in den Weg gelegt werden, und zwar „von einer beteiligten Person, die ihr das Recht, dort zu stehen, offen abspricht“. Der beleidigte Gatte hatte zuvor von einem Mitglied

des Kirchenkonvents ohne Anfrage zu wissen bekommen: „...der erste Stand unter der Kanzel in der Kirche, welcher fünf Personen aufnimmt, seye der sogenannte Amtstuhl und haben die Schultheißen der Pfarrei als solche das Recht, solchen zu benutzen.“ Er ist umso mehr erbost über den Ärger, den man seiner Guten bereitet, als er beobachtet hat, daß sogar die Frau Ratschreiber Dannecker sich in besagtem Ehrenplatz breit mache. Nach 14 Tagen antwortet ihm dann der Pfarrer Kraus freundlich, bestimmt und nicht ohne ein bißle untergründige Ironie. Schon damals beriefen sich Amtspersonen gern und leicht hin auf bestehende Vorschriften; so auch der Herr Pfarrer im vorliegenden Falle: Die ursprüngliche Bestimmung über den umstrittenen Kirchenstuhl besagt, daß er der hiesigen Schultheißen (Oberurbach) Platz bieten soll. Von einem besonderen Stand für die aus Unterurbach ist nichts bekannt. Aber es wird zugestanden, daß auch der Steinin ein Sitz im Amtstuhl gebührt, und daß sie darin zunächst „ihren natürlichen Platz“ hat – solange die fünf Sitze, die er aufweist, nicht von der Familie des Oberurba-

cher Ortsfürsten ausgefüllt werden. Denn, so wird scharfsinnig gerechnet: „Hätten beide Herren Schultheißen nebst Frauen auch noch etliche Töchter, so wäre dieser Stuhl zu klein und könnte von der hiesigen Schultheißenfamilie allein in Anspruch genommen werden. Wenn dieser Fall eintreten sollte, wird man wieder sorgen.“ Ein Stachel mußte da wohl bleiben, und man stelle sich die Gesichter der Damen im Kirchenstuhl vor ...

Für alle Nicht-Honoratioren bestand seinerzeit übrigens die Möglichkeit, einen Stuhl, d. h. Platz in der Kirche, zu kaufen oder zu pachten. Da wurde ein besonderes, dickleibiges Kirchenstuhl-Register geführt. Darin waren die Inhaber der „Weiberstühle“ und der „Mannsstühle“ genauestens verzeichnet, auch der erlegte Preis war aufgeführt, der sich, auf heutige Verhältnisse umgerechnet, zwischen acht und zehn Mark bewegte. Kirchenstühle wurden auch vererbt. Starb ein Elternteil, so wurde dessen Platz solange verpachtet, bis eines der Kinder konfirmiert war. Ob man überhaupt würdig war, einen Stammpfad im Gotteshaus kaufen zu dürfen, entschied der örtliche Kirchenkonvent. Verhei-

ratete hatten Vorrang gegenüber ledigen, danach ging's nach dem Alter und dem damals in Protokollen oft genannten „Prädikat“, das die moralische Beurteilung

eines Einwohners durch den dörflichen Gemeinderat zum Ausdruck brachte. Wer einen Stuhl besitzt und etwa einen erbt, „muß den einen oder an-

dem heimfallen lassen“. So genau ging's einstens in der Kirche zu.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 15. Februar 1984

Der Urbacher Schmied isch g'storbe

URBACH. Zum Tod von Hermann Oesterle hat sein langjähriger „Schulmeister-Nachbar“, so Wilhelm Spieth, Rektor i. R., über sich selbst, einen Nachruf verfaßt, der sich der „bekannten Gestalt in unserem Ort“ widmet, die man „gern hatte“.

„Dr Schmied isch g'storbe.“ Jeder Urbacher verstand diese Worte. Wir waren Nachbarn, über 20 Jahre hinweg. Während der warmen Jahreszeiten tönte von seiner Werkstatt her schon früh durch die offene alte Tür der helle, harte Klang seines schwe-

ren Hammers, den er auf dem Amboß mit Wucht hieb – stundenlang. „Den Hammer er schwinget, das rauschet, das klinget, das dringt in die Weite wie Glockengeläute, durch Gassen und Platz“ – so heißt es bei Uhland, so ähnlich war es auch bei uns. Nie störte uns der Hammer-schlag. Hörten wir ihn einmal nicht von drüben, sagte wohl bald einer von uns: „Hosch du de Schmied heit scho g'hört? Der wird doch net krank sei.“ Der Schmied, seine kräftige Gestalt, seine derbe Kleidung, der Amboß, dem man die lange erlittenen Strapazen ansah, das Feuer in der Esse, der Rauchabzug, Eisen in den verschiedensten Formen ringsum liegend, die



Hermann Oesterle, der letzte Hufschmied Urbachs, und sein letzter Kunde, Zollers Helm.

großen Hände dieses Mannes – das war wie die einheitliche Komposition eines Bildes, das man sonst nirgends sehen konnte.

Kaum in der Nähe wohl werden nun seine Kunden, die regelmäßig mit Sensen, Hacken, Beilen und Meißeln bei ihm erschienen, jemanden finden, der diese Dinger schleift, wetzt und schärft. Dazu gab's jedesmal ein paar herb-freundliche Worte, Rufe zwischen alten Bekannten. Vertrauensvoll legten die Leute ihre Werkzeuge neben seiner Tür ab, wenn er gerade mal nicht da war. Vielleicht war er bereits zeitig am Morgen in vollem Wuchs bei uns vorbeigeschritten, wenn er mal zum Arzt gehen wollte. Ein großer Tag war es auch, wenn er seinen bejahrten Bulldog beim TÜV vorführen mußte; das Ereignis hatte sich schon am Vortag angekündigt, wenn er das Gefährt mit kundigen Griffen seiner geschickten Hände „überholte“.

Seine Kraft kam auch anderen zugute, wenn gelegentlich ein Schraubverschluß sich durch schwache Normalhände nicht lösen wollte. Kaum befand der sich zwischen den Fingern des Schmieds – leichthin ging das Ding zu drehen, und der Schmied lachte dazu. Auch ein Schäufole, Marke Oesterle und höchst praktikabel, stand öfters in fremdem Dienst; man konnte damit sehr leicht schmale Rinnen säubern – allemal war er hilfsbereit.

Vor Jahrzehnten hat er auch als Hufschmied dafür gesorgt, daß Pferde gut zu Fuß waren. Sonst kamen zu ihm viele Stammgäste auch ohne Auftrag, die meist regelmäßig im Vorbeigehen durch seine stets offene Tür hereinschwenkten, zum „Hermann“. Dann gab's natürlich reichlich Bedeutsames zu schwätzen. Er duzte eigentlich alle, kannte viele „eingeborene“ Familien, und man konnte manches über Leute

und Zustände aus Zeiten von ihm erfahren. Ein freudiger Tag war es für ihn, wenn Schulkinder vom Engelberg kamen, um Atmosphäre und Tun in einer alten Schmiedewerkstatt kennenzulernen. Er kam auch gern zu einem Plausch überm Zaun, so, wenn ich ein paar Schritte von seiner Tür weg das Auto auf Glanz brachte. Da standen dann der alte Schmied und der alte Schulmeister zusammen und hatten's von Welt und Mensch. All dies ist nun Erinnerung.

Der letzte Schmied von Urbach ist tot, dreie waren's einmal. Nicht nur ein Leben ging zu Ende, auch ein Berufsstand in solcher Ausformung schwand, zugleich eine besondere Wesensart Mensch mit ihren spezifischen sichtbaren und gemütsbedingten Gebärden.

Artikel „Schomdorfer Nachrichten“ vom 2. August 1994

Haus neben „Hauptwache“: wechselvolle Geschichte

URBACH. Das Haus an der Ecke der „Hauptwache“ (man könnte auch sagen das Haus Ecke Hau-
bersbronner Straße/Beckengasse) in Urbach wird in absehbarer Zeit abgebrochen. Unser Mitarbeiter Wilhelm Spieth erinnert sich an die Geschichte des Gebäudes:

Etwas wie ein alter Baum wird fallen. Das Haus an der Ecke der „Hauptwache“, in welchem zuletzt für viele nützlich „der Grieche“ seine Waren anbot, wird abgebrochen. Es ist mit zahlreichen Urbachern, die heute noch leben, alt geworden. Sie wissen, daß in einem Nebenraum des Gebäudes der Jakob Bronn, der bis 1927 das Ladengeschäft betrieb, eine Post-Agentur besorgte, und daß sich danach das „Milchhäusle“ anschloß, in dem der „Milch-Bantel“ geschäftig war, so etwa auch Butter herstellte. Am Abend war da alleweil schon „was los“, wenn die zahlreichen Milchlieferanten mit ihren blechernen Milchkanen verschiedener Größen unterwegs, der Laden und die Post offen waren – heute sagt man da, es sei

reichlich Gelegenheit zur Kommunikation gegeben gewesen.

Die Alten erinnern sich auch noch an die kleine Steintreppe, auf der man einstens zur Eingangstür des vertrauten „Kolonialwarenladens“ gelangte. Dort waltete die freundliche Frau Oetinger, Tochter des Jakob Bronn, die all ihre Kunden kannte, meist auch um deren Familien wußte und aus warmem Herzen heraus gelegentlich manche Notlage zu mildern verstand. Generationen von Urbacher Bürgern gingen hier im Lauf der Zeit als Ladenkunden ein und aus.

Der Begriff „Kolonialwarenladen“ wandelte sich später zum „Tante-Emma-Laden“, in welchem, sollte es ein echter sein, Gemüt mit Geschäft verbunden sein mußte. Ein Musterbeispiel für einen solchen war der von Oetingers. Einen großen Teil des Ladens füllten Waren der verschiedensten Art, von Knopf und Faden über Erdöl und Schmierseife bis zu Nahrungsmitteln fast aller Sorten. Da lagen in Schubladen Reis, Grieß, Zucker, Mehl, Linsen, Erbsen, Teigwaren, Rosinen, Sago, Graupen, Salz, Salpeter, in etli-

chen Gläsern mit Deckeln Zimt, Nelken und Pfeffer. Im Gang stand ein Faß mit Heringen, daneben eine Kiste mit Schmierseife. Aber alles war sauberlich getrennt und verfrug sich nebeneinander und erzeugte im Raum einen ganz spezifischen, eigentlich angenehmen Geruch.

Der Käufer erstand die Waren in den gewünschten Mengen: ein halbes Pfund Grieß, ein Pfund Zucker, ein Liter Erdöl, 100 Gramm Salpeter (fürs Schlachtfleisch). Alles wurde abgewogen oder abgefüllt, in eine Tüte („Guck“) oder andere Behältnisse gegeben. Auch ganze Zuckerhüte in dickem blauem Packpapier gab es zu kaufen. An der Wand hingen Blech- und Glasbehälter mit Salatöl und Essig; außen war eine Maß-Skala angebracht, und durch einen Hahn wurde dann unten die verlangte Menge abgelassen.

Derlei war ein angenehmes Verkaufshantieren; wenn jedoch jemand kam und ein Pfund schwarze Wagenschmiere („Karrsalb“) wünschte, die aus einem Blechkübel zu holen und in eine mitgebrachte alte Büchse zu fül-

len war – das gab ein Gesalbe! Diese Schmiere wurde auf die Radlager der zahlreichen Pferde-, Ochsen- und Handwagen gestrichen, damit reibungsarm gefahren werden konnte.

Für uns Heutige unglaublich sind die damaligen Öffnungszeiten eines solchen Ladens auf dem Lande. Man konnte ohne Bedenken auch samstags von 6 Uhr früh bis halb zehn in der Nacht die Glocke an der Ladentür klingeln lassen und einkaufen. Mittagspause gab es keine. Man ließ als Ladeninhaber eben den Löffel fallen, wenn einer um die Essenszeit kam und ein Pfund Schmierseife kaufen wollte. Am Sonntag war das Geschäft von 8 Uhr bis zum „Zweitläuten“ der Kirche geöffnet, und nach dem Gottesdienst konnte der Rubel wieder bis 3 Uhr nachmittags rollen.

Besonderes Erleben wird jenen Heimatvertriebenen unvergeßlich bleiben, die bald nach Kriegsende in diesem Haus Unterschlupf fanden. Viel mehr als ein solcher konnte es ja nicht sein; wurden doch damals dort vier Familien mit zusammen etwa 15 Personen auf einem einzigen Stockwerk untergebracht. Man mußte in einer für alle gemeinsamen Küche miteinander zurecht-



Blick in die Haubersbrunner Straße um 1903/05 mit dem Kaufladen von Jakob Bronn, ehemals Gasthaus zum „Ochsen“ (bis 1871), danach befindet sich der „Ochsen“ in der Beckengasse. (Museum am Widumhof, Foto 31)

kommen; an Dusche oder Bad war nicht zu denken, und bei der Wanderung durch den langen und breiten Ern (Raum vor den Wohnungstüren) zum primitiven stillen Ortchen für alle mußte man da zuweilen enttäuscht erkennen: Auf hölzernem Thron, da regt sich was schon. Doch trotz derlei Gedrängtheit und erheblicher Mängel an Komfort (auch für die damalige Zeit!) gab es keine ernsthaften Streitigkeiten oder Bildung von gegneri-

schen Gruppen. Das gemeinsame schlimme Schicksal schuf wohl Bildung, und die vordem einsame Maria Bronn, Besitzerin einer Haushälfte, waltete allzeit vermittelnd und helfend.

Unsere wohlstandsverwöhnten Bürger der Gegenwart können sich nicht vorstellen, wie der Platz vor diesem Haus an der „Hauptwache“ damals und noch bis vor wenigen Jahrzehnten aussah. Da holperten dann von Rind und Pferd gezogene Bauernfuhr-

werke über rauhe, nur mit Steinen „eingeworfene“ Straßenflächen. Schenkte die schüttende Wolke weidlich Naß, so bildeten sich kleine Seen, in denen die Kinder vergnüglich herumstapften.

Der Name „Hauptwache“ tauchte übrigens erst seit etwa 1850 in Protokollen des Gemeinderats auf; wie er zustande kam, ist nicht bekannt. In früheren Zeiten,

sagen wir, noch bis 1930, war hier regelmäßig der abendliche Treffpunkt jüngerer „Mannen“.

Eine „historische“ Begegnung fand auf diesem Platz im Jahr 1933 statt. Da wogte es hier in hektischem Geschrei „hie Rot – hie Braun“, mit dem die Gruppenkund gaben, welche politische Richtung sie vertraten, der „Kreisleiter“ in SA-Uniform dirigierte heftig und giftig. Den Abschluß

der Epoche, die hier damals in örtlichem Rahmen eingeleitet wurde, signalisierte ein amerikanischer Panzer, der am 20. April 1945 an der gleichen Stelle vor dem Oetingerschen Laden vorgefahren war und mit einem Schuß in Richtung „Röble“ die dortige Panzersperre wegfegte.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 27. Juni 1995

In der Erinnerung Bilder aus früheren Zeiten

URBACH. Die frühere „Hauptwache“ in Urbach: Der Straßenbelag bestand aus Großschotter, Gefahren durch Autos gab’s kaum.

Angeregt durch die Neugestaltung der Umgebung des Platzes steht der reichlich bejahrte, besinnliche Betrachter an der Ecke der „Hauptwache“, hinter sich den Neubau mit der Kreissparkasse. Der Nachdenkliche verdrängt für eine Weile den Anblick des Gegenwärtigen aus dem Sinn, und es steigen in seiner Erinnerung Bilder auf davon, wie dieser Platz noch vor weni-

gen Jahrzehnten ausgesehen hat. Es leben noch zahlreiche Leute im Ort, welche davon wissen und sich gern daran erinnern lassen.

Der „Straßenbelag“ besteht aus eingewalztem Großschotter und wurde durch Regenfälle aufgeweicht. Gingen diese reichlich genug nieder, sammelten sich hier, besonders ausgiebig gespeist über den „Kandel“ vom Rathausbuckel herab, große Wassermassen zu seenartigen Pfützen, zum Vergnügen vieler Kinder, die sich darin barfüßig stapfend ergötzen.

Ihre Kleidung würde sich heute sehr auffällig von der äußeren Aufmachung des Nachwuchses unserer Zeit unterscheiden. Mädchen trugen allesamt Röckchen, und es zottelten vom Hinterrück zwei Zöpfchen. Die Buben staken in Hosen, welche über den Knien endigten und an einem „Leible“ angeknöpft waren, einem aus dünnem Stoff bestehenden westenartigen Kleidungsstück, das auf dem Rücken zugeknöpft wurde. Wegen ihrer unverwüstlichen Lebensdauer berühmt waren damals die dunkelblauen Bleyleshosen aus festem Gestrück – sie konnten ge-

trost in einer Folge von Buben in der Familie „vererbt“ werden. Während der kalten Jahreszeit wurden übrigens auch die Strümpfe an jenem „Leible“ befestigt. Da wird die deutliche Veränderung zur heutigen Kinderkleidung hin erkennbar, wo von dieser her gesehen Kinder wie kleine Erwachsene aussehen. Nachdenklich psychologisch betrachtet, bedeutet dies mehr als eine Äußerlichkeit.

Bei trockenem Wetter war dieser Bereich an der „Hauptwache“ der Schauplatz verschiedener Kinderspiele, die inzwischen völlig unbekannt geworden sind. Wenn die Buben irgendwo auf einem Stück ebenen Gehwegbodens mit ihren Marbeln oder Murmeln oder auf „Schnellern“ zu spielen begannen, dann fing das Frühjahr an. An Hauswänden vergnügten sich nun die Mädchen mit ihren bunten (hohlen) Gummibällen verschiedener Größe mit mancherlei Spielvariationen, wobei es bei gehobenen galt, den Ball mit dem Kopf gegen die Hauswand zu stoßen und in seinem Gegenflug wieder köpfend abzufangen.

Dann gab es noch allerlei zu hüpfen über geschwungene Seile; man „reifelte“ auch: ein

schmalere, im Durchmesser etwa metergroßer Reifen aus Eisen oder Holz wurde wie ein Rad mit einem kurzen Stecken vorangetrieben, und so „isch mer gsaut“. Es gab auch Spiele, bei denen gesungen wurde (!). Manche Urbacherin vollreifer Jahrgänge wird sich daran erinnern: „Machet auf das Tor, es kommt ein goldener Wagen ... will Charlotte haaaben...“

Richtig kultiviert ging es auch zu, wenn bei Fang- oder Versteckspielen eine bestimmte Rolle „ausgelost“ wurde. Da sprach einer: „Enze, zenz, zitze, zähl / Eichele, Beichele knell“ oder: „Eins, zwei, drei / nicke, nackte nei / nicke, nackte Nuß / ond du bisch druß!“ Auch bei dieser Abschweifung in die Vergangenheit läßt sich tiefer über Kindsein einst und heute nachdenken. Die Möglichkeit übrigens, daß die Kinder bei derlei Spielen durch Autos gestört oder gar gefährdet würden, war kaum zu fürchten. Da fuhr höchstens einmal der Dienstknecht des „Fahrbots“, der Gustav, mit seinem Gaulswagen über den Platz und lieferte beim Oetinger eine hölzerne Kiste mit Backsteinkäs aus dem Allgäu ab. Mit Brot und Most zusammen war diese Käsesorte ein beliebtes

und billiges Vesper. Was es hier sonst noch an rollendem Verkehr zu sehen gab, war Klauenvieh vor Leiterwagen, das höchstens gelegentlich einen „Pflatscher“ Grünbrei hinterließ oder ein „Roßbollen“ streuender Karrengaul. Doch da gab es ja manchmal Leute, welche diese per Kleinschaufel einheimsten und Förderzwecken zuführten.

Eine weitere Szene, welche sich in diesem Bereich abspielte, schiebt sich in die Erinnerung. Da sammelten sich hier wie noch an anderen Orten an Werktagen Frauen, welche ein Leiterwägelchen zogen oder einen alten, hochrädigen Kinderwagen vor sich her schoben und erwarteten andere oder Kinder, welche in verummten Töpfen warmes Mittagessen herbeibrachten, bestimmt für die zahlreichen Männer, welche in Schorndorfer Fabriken arbeiteten, beim Arnold, Breuninger, Röhm oder in der „Porzliener“. Schließlich ging die Fuhre ab. Meist nahmen die Frauen auch kleine Aufträge mit und besorgten so etwa in der Apotheke in der Stadt Arzneien oder bestellten einen Arzt – nur wenige Leute hatten ja damals ein Telefon.

Der lebhafte und laute Verkehr

rollt übers Urbacher Kreuz und scheucht den besinnlichen Betrachter auf, und die Bilder von

der alten Hauptwache schwinden wie ein Traum aus seinem Bewußtsein.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 17. September 1996

Das Nadel-Attentat und andere Schul-Histörchen

Einer hat einmal geschrieben: „Du bist's, Erinnerung, du bist die Patina am Erz des Lebens“. Das Lexikon übersetzt das Wort mit „Edelrost“. Beginnt ein alter Schulmeister mit solch geistigem Tun, so drängt es ihn in den Bereich „seiner“ Schule, wenn sie ihm lieb war.

Da erscheint mir gleich in ferner Vergangenheit der Hausmeister Oesterle. Er wohnte geduldig im Untergeschoß des alten Schulhauses, und von seiner Wohnung aus ging es nochmals etliche Stufen nach unten zu dem großen Kohlen- und Heizraum. Dort schaute ich manchmal, wenn es etwas zu bereden galt, zu ihm hinunter, der dort im Winter schaufelnd und Feuer schürend stand. Er war kein redseliger, kein lauter Mann, fleißig, gefällig und zuverlässig. Er klagte nie. In stiller Tapferkeit sorgte er für seine große Familie. Nach Kriegsende gingen auch in Urbach die „displaced persons“

(DP) um. Das waren Leute, welche während des Zweiten Weltkriegs aus Nachbarländern herbeigezwungen worden waren und vor allem auch in Rüstungsbetrieben arbeiten mußten. Nun waren sie freie, von der Besatzungsmacht begünstigte Menschen und hielten sich vor ihrer Heimkehr zunächst noch wie vielerorts auch bei uns hier auf. Sie waren gefürchtet, weil sie sich, verständlich, noch etwas schadlos halten wollten und gelegentlich räuberten. „Vatter Oesterle“ wußte sich zu helfen. Von der hinteren Eingangstür des Schulhauses führte zu seiner Wohnung hinab eine breite Steintreppe. An deren Ende unten baute er aus starken hölzernen Balken eine bis zur Decke reichende Mauer auf – basta. Er selbst und die Seinen konnten durch eine kaum beachtete Hintertür ein- und ausgehen.

Noch eine andere Gestalt hebt sich aus dem Erinnern an jene

Tage heraus. Am Abend des 20. April 1945 hatten die „Amis“ das Schulhaus in Brand geschossen. Zunächst, es konnte ja noch mehr Unheil von ihnen kommen, stand an dem Hydranten vor dem Gebäude einsam nur ein „Landjäger“ (das war damals die Bezeichnung für Polizisten auf dem Land). Bald gesellte sich zu ihm merkwürdigerweise der Martin Fauth, der gar nicht in der Nähe wohnte. Bewegte ihn trotz der Gefahr Pflichtgefühl? Der hinzukommende (hier berichtende) Lehrer jedenfalls schätzte ihn innerlich darob besonders. Rasch wurde beschlossen, eine Schlauchleitung durch das benachbarte Lehrerwohngebäude zu legen und das Feuer von oben her zu bekämpfen. Wie lange und wie erfolgreich dies betrieben wurde, ist nicht mehr bekannt. Aber das nächtliche Bild von damals: der Schulmeister und sein ehemaliger Schüler, der stille Martin, mit dem druckge-

ladenen Spritzenrohr in den Händen – das bleibt in der Erinnerung.

Als im Lauf des Krieges immer häufiger feindliche Flugzeuge auch über Urbach hinwegflogen, machte man sich mehr und mehr Sorgen über die Sicherheit der Schulkinder. Im Schulhaus bot sich kein Ort als Schutzraum an; Pfarrhaus und Rathaus dagegen standen je über einem geräumigen gewölbten Keller. Da kam jemand auf die Idee, die beiden dort, wo sie sich unten berührten, mittels eines Durchbruchs der Mauer zu verbinden; derlei hatte sich in den Städten bei Bombeneinschlägen bewährt. Als diese Öffnung geschaffen wurde, rückte auch eine Gruppe von Schülern zu Räumarbeiten an. Gefährlicher war es, als wir Lehrer mit Schülern in bestimmten Waldgegenden Flugblätter einsammeln sollten. Man wußte zu der Zeit, daß die Feinde anderwärts auch schon Kugelschreiber abgeworfen hatten, die bei Berührung explodierten. Doch diese „Kriegszüge“ wurden bald eingestellt.

Wie heiterer Sonnenschein wirken gegenüber solchen Düsternissen kleine Erlebnisse mit Schülern. Während eines Aufent-



Erste Klasse 1955 an der Wittumschule Urbach mit der Lehrerin Gretel Foschiatti (Leihgabe Alfred Blümle).

halts im Schullandheim bei Hindelang gingen wir alle miteinander in ein Cafe. Noch nicht viele hatten zu jener Zeit solchen Besuch erlebt. Selbstverständlich mußte da allerlei erkundet werden, auch in der Toilettenzone. Einem Bürschchen (wir nennen aus Gründen des Datenschutzes keinen Namen) fiel ein automatenähnliches Kästchen an der Wand auf, das neben einer trichterförmigen Öffnung ein Schildchen trug: „Erfrische Dich!“ Der Junge steckte seinen Groschen in den Schlitz und hielt erwartungsvoll seinen Mund vor jene. Erfri-

schung sprühte, doch es war – Kölnisch Wasser! Beim Reifetest für Schulanfänger sagte mitten im Tun ein Junge, beide Ellbogen aufgestützt, unvermittelt: „I mueß jetz hoem zum Fernsea“. Fast eine Heldengeschichte ist das nächste Histörchen. Es gab Handarbeitsunterricht für Knaben. Da hielt ein kleiner Bösewicht einem ahnungslosen Kameraden, als der sich zum Hinsetzen anschickte, eine Stopfnadel unter dessen Hinterteil. Die drang voll in die rosige Weichmasse ein. Als traditionsgemäß braver „Hegnahöfer“ machte der

Betroffene keinerlei Aufhebens von dem Attentat – ein leiser Ausschrei war die einzige Reaktion. Doch der Pfeil saß tief. Zunächst berichtete der kleine Dulder auch zu Hause nichts. Erst allmählich aufkommender stärkerer Schmerz brachte ihn dazu, von der Attacke zu sagen. Man mußte mit dem Jungen gar ins Krankenhaus, um den Dorn im Fleisch operativ zu beseitigen. Der Held fehlte ein paar Tage im Unter-

richt, und nur dadurch erfuhren wir in der Schule von dem „Betriebsunfall“.

Auch eine Welle von Gedanken antiautoritärer Erziehung schwappte in Gestalt einiger junger Kollegen zu uns herein. Als erheiternde Spur jener neuen Tendenz betrachte ich das folgende kleine Erlebnis. Meine Frau war damals hier als Handarbeitslehrerin tätig. Eines Tages wollte ich, wenigstens in der Schule, als

Chefgestalt auftreten und machte einen Unterrichtsbesuch bei ihr. Als ich bei einem der Viertkläßler zu seiner kleinen Strickelei hinuntersah, hob er mir diese entgegen und sagte stolz und unbefangen: „Gell, do glotzsch!“ Mein Chefbewußtsein erhielt einen herben Stoß.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 30. Oktober 1996

Alte Urbäcker: gewesene Gestalten, erinnernd erhalten

Wenn ein alter Schulmeister wie der, welcher hier schreibt, zuweilen in der Zeit zurückdenkt, macht er halt und verweilt beim Erinnern an eine Art Lebenswende vor 65 Jahren, als er ohne seinen Willen vom Arm der Behörde aus seiner Geburtsstadt Stuttgart ins damals doch noch sehr ländliche Urbach versetzt wurde. In seiner Schule in der Stadt waren die meisten Eltern seiner Schüler Arbeiter, etliche auch Arbeitslose – er kannte von denen niemanden. Auch wenn er durch die Straßen ging, begegneten ihm, der vielzitierten Anonymität der Großstadt entsprechend, lau-

ter fremde Leute. Hier im Dorf erlebte er bald, daß man ihn kannte, gelegentlich auch ansprach. Manchmal erschien ein Vater vor dem Klassenzimmer und wünschte einen freien Tag für seinen Buben, der ihm dringend bei Arbeiten auf Acker oder Wiese helfen sollte.

Im Lauf der Monate wurden mir auf mancherlei Weise Zunamen einzelner Bürger bekannt: Ich hörte Namen wie Zollers Helm, Bach-Karl, Ipser Glaser, Baptisten-Schiek, Dodegräber Marx, Wagner Lutz, Feuerwehr-Bantel, Schäfer-Schiek, Mehle-Ernst (der kauzige und sinnierende Mann

mit seinem Ochsen) und vermutlich noch andere. Dies belebte die dörfliche Szene für den jungen Lehrer. Eines Tages kam gar ein Mann aus einer ihm nun wohlbekannten Gemeinschaft zu ihm und mahnte in gutem Ton eine gängigere Darstellung der Schöpfungsgeschichte an, welche der neue Pädagoge seinen Schülern offenbar in etwas großzügiger Weise vorgetragen hatte. Es bedurfte jedoch keines Eingreifens des Kultusministeriums, die Affäre zu schlichten. Allmählich hoben sich aus dem örtlichen Menschengemeinde einzelne Leute heraus, die im

öffentlichen Leben tätig waren, und von denen ich einigen gelegentlich näher kam. Ich führe einige davon auf, weil ich denke, daß dadurch in manchen der Älteren unter den Lesern auch etwas an Vergangenheit anklingt. Ich verfähre nach dem Alphabet (nicht nach scheinbarem Rang oder Ansehen), um mich vor Protesten von Nachkommen aus dem zweiten und dritten Glied zu bewahren. Nun denn: Allen bekannt waren aus der „Anstalt“ (Fürsorgeheim) der „Inschpekter“ Fritz und Fräulein Fausel als weiblichem Beirat. Bevor Urbach hier ansässige Ärzte bekam, mußte man sich im Bedarfsfall an solche aus Schomdorf wenden. Da kam dann per Pferdekutsche ganz früher der Dr. Schobeß, danach Dr. Dobler, dessen Besuch man sich im Ladengeschäft Kaechele (mit Telefon) bestellen konnte. Später holte man im Krankheitsfalle den Dr. Häußermann aus Plüderhausen, welcher im Winter zuweilen mit dem Pferdeschlitzen durchs Dorf fuhr. Er war wegen seiner herzhaften, unkomplizierten Umgangsformen mit den Patienten und seiner sicheren Diagnose sehr beliebt. Aus der Reihe der Bürgermeister mag sich wohl mancher unter

unseren älteren Leuten an Namen samt einigem Drumherum erinnern; da gab es die Herren Ahles, Greiner, Lorch, Uhl, Volk um nur einige zu nennen. In unserer Zeit der gepriesenen Superinformation mag es unseren jüngsten Bürgern unglaublich erscheinen, daß Mitteilungen für die Ortsbewohner bis in die 50er Jahre hinein durch einen „Büttel“ bekanntgemacht wurden. Auch „Farrenwärter“ gibt es ja nicht mehr; ihre Tätigkeit war zuweilen gefährlich, wenn in ihren Pflöglingen Urinstinkte erwachten. Der „Fronmeister“ war der Chef der Einrichtung, welche wir heute Bauhof nennen.

Damit in dieser Erinnerungsreihe die Pfarrer nicht erst am Schluß erscheinen, seien sie jetzt schon als „Geistliche“ aufgeführt. Wenn man mit besonders alten Leuten ins Gespräch kommt, hört man gelegentlich vom Pfarrer Eyth sagen, und den meisten von uns ist aus vielen Jahren die sehr amtswürdige Gestalt von Pfarrer Horn noch lebendig im Gedächtnis, samt dem Bild des nach Walkersbach wandernden geistlichen Herrn, der damals noch die kirchliche Gemeinde W. zu betreuen hatte. Nicht vergessen sei der tolerante, humorgeregte

Pfarrer Degimann, mit welchem es manches heiter-ökumenische Gespräch gab. Da schleicht sich in mein Sinnen noch ein Mann ein, der Mesner Grafl, der etwa täglich zum frühen Läuten zu Fuß in den Kirchturm schritt.

Bei G. kommt einem auch die Gestalt der rührigen Gemeindegeschwester Mina in die Erinnerung. Sie trat im Bereich der Schule auf, wenn sie in regelmäßigen Zeitabständen die Köpfe des Schülervolks nach Läusen (!) absuchte. Als es noch nicht selbstverständlich war, daß man zur Geburt eines Kindes eine Klinik aufsuchte, rief man, wenn es „soweit“ war, die Hebamme. Das waren erfahrene, sachkundige und geschickte Frauen, welche allgemeines Vertrauen genossen. Im „Ernstfall“ holten sie übrigens den im Rathaus aufbewahrten „Gebärstuhl“ zu Hilfe, welcher den Wöchnerinnen Erleichterung verschaffen sollte. Leider ist dies gynäkologische Wertstück seit etwa 1935 auf rätselhafte Weise verschwunden. Wenn wir jetzt zum „L“ und damit zu Lehrern vergangener Zeiten gelangen, wird es in unzähligen Köpfen lebendig. Es seien jedoch nur ein paar derer genannt, welche heute Leben-

den dem Namen nach bekannt sein können: die Fräuleins Ahles und Widmaier, die Herren Lutz, Alber, Bück und Kaltenbach und von viel früher her der außerordentlich geschätzte Josef Renz. Er hatte kein Amt, keinen Titel, in der Reihe der Gestalten aus unserer Erinnerung ist er nicht aufgeführt. Nun soll er aber doch noch aus ihr hervorgehoben werden, „dr Guschtav“. Irgendwo im Ländle war er Knecht gewesen, dann kam er irgendwie zum „Fahrbott“ Schick in Arbeit und ins Haus im Bereich des einstigen Widumhofs gegenüber der Kirche und fand da ein gutes Nest. Der Fahrbott – man denke sich alle Lastautos weg – schaffte die Frachtgüter, welche die Bahn zum Güterbahnhof in Unterur-

bach gebracht hatte, zu den Empfängern in ganz Urbach. Der Gustav besorgte dies mit einem Pritschenwagen und einem Gaul davor. Das war manchmal schwere Arbeit mit großen Holzkisten, in denen Zucker oder Backsteinkäse aus dem Allgäu verpackt war; dazu kamen regelmäßig hohe Milchkannen und dicke Säcke.

Gustav besaß für solches Mühen nicht die geeignete körperliche Ausstattung: Er hinkte, zog ein Bein nach, war von mäßiger Größe und kam ein bißle „vorne-rei“. So geschah es, daß er Mensch und Welt nicht immer mit sonnigem Gemüt begegnete und sich öfters bruddelig gebärdete. Aber er war ein verlässlicher Bursche und ein Stück Ortsinven-

tar. Er gehörte zu jenen Menschen, vor denen man, vergegenwärtigt man sich ihr Sein im rauhen Trubel dieses Lebens, nicht verstehen mag, daß ihnen die Vorsehung so wenig Lichtes und Warmes beschert. Der Gustav schob seines Lebens Karren (ein Wagen war es nicht) wahrscheinlich ohne solche Gedanken wacker dahin, bis ihn der Tod unten auf der Bundesstraße bei einem Unfall bei Roß und Wagen abholte.

Wir klappen die Mappe des Erinnerns zu. Der Schweizer Schriftsteller Karl Stieler nannte die Erinnerung „die Patina am Erz des Lebens...“

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 10. September 1997

Die letzten Kriegstage 1945 in Urbach: Bomben, Feuer und dann nichts zu beißen

Vor 30 Jahren, in den letzten April- und den ersten Maitagen, ging der Zweite Weltkrieg zu Ende. Am 20. April 1945 marschierten die Amerikaner in Urbach ein – wenn man das heute so hört und liest... Seitdem habe sich die ganze Welt doch erheb-

lich verändert, meint der Urbacher Rektor a. D. Wilhelm Spieth, der sich im folgenden an diese schrecklichen Tage erinnert.

Schon Wochen oder Monate vor jenem Tag näherte sich das Kriegsgeschehen unmittelbar un-

serem Dorf. Im Laufe vieler Nächte heulten die Sirenen, gab es Fliegeralarm, besonders wenn Stuttgart angegriffen wurde. Dann brachten viele Eltern ihre Kinder in den Keller zu den dort befindlichen Behelfsbetten mit Strohsäcken.

Von der Schraie aus konnte man dann manchmal die unheilverkündenden Leuchtzeichen am Himmel über der Hauptstadt sehen und die Erschütterungen durch die Bombenwürfe dort vernehmen. Einmal fielen auch Bomben in der Nähe der Wasenmühle, ohne nennenswerten Schaden anzurichten. Die große Scheinanlage auf den Wasenwiesen mit vereinzelt schwachen Lichtern, die dem Gegner aus der Luft ein Industriegebiet vortäuschen sollte, hatte den Abwurf wohl ausgelöst.

Am Linsenberghang war in jener Zeit eine Flakabteilung in Stellung gegangen. Oft gab es in den letzten Kriegsmonaten auch bei Tage „Luftwarnung“. Die Schulkinder wurden teils rasch nach Hause geschickt oder in Kellern der Nachbarschaft untergebracht. Vom Keller des Rathauses zum Pfarrhaus war ein Durchbruch geschaffen worden. An manchen Tagen überflogen feindliche Bombergeschwader unser Ortsgebiet, Tiefflieger beschossen Eisenbahnzüge unten bei der Rems.

Den dröhnenden Abschluß des furchtbaren Krieges brachte der

20. April 1945. In der Gegend des Schwanfeldes auf der Höhe in Plüderhausen hatte amerikanische Artillerie Stellung bezogen und eine Reihe von Granaten auf Oberurbach abgefeuert, die im Gebiet vom „Rößle“ bis zum Schulhaus einschlugen. Dabei gab es Verletzte und zwei Einwohner wurden getötet – die erste Frau von Fritz Schaal beim Pfarrhaus und deren Nachbarin Martha Schiek.

Im Dachgeschoß wohnte damals die Familie des Oberlehrers Endriß, im Untergeschoß die des Hausmeisters Oesterle. Beide Wohnungen wurden sofort mit Hilfe von Nachbarn, darunter Pfarrer Horn und „Totengräber“ Marx geräumt, das Mobilar stellte man in den Mehlschen Garten. Noch tagelang glostete es in den dicken Balken des vorderen Schulhausteils.

Gegen Morgen rückten die amerikanischen Soldaten im Ort ein. Auf der „Hauptwache“ stand ein Panzer und erledigte ohne Mühe die beim „Rößle“ angelegte Panzersperre. Zahlreiche Häuser mußten im Laufe der nächsten Tage und Wochen geräumt werden und wurden von Truppen

bewohnt.

Alle Zufuhren für unseren Ort waren zunächst abgeschnitten. Es gab nichts zu kaufen, doch man hatte einiges gehamstert. Milch war auch zu haben, sie konnte nicht mehr außer Ort gebracht werden. Das Radio funktionierte nicht, weil die Stromversorgung stockte. So merkten die meisten Einwohner erst an der gehobenen Stimmung der „Amis“ am Abend des 8. Mai, daß der Krieg zu Ende war.

Es gäbe noch vieles aus jener Zeit zu berichten: Von der „Wägeles“-fahrt der Urbacher zu einem Wehrmachts-Vorratslager in Plüderhausen beispielsweise, wo es allerlei Nahrhaftes kostenlos zu holen gab (schwarze Soldaten schauten schweigend zu) oder vom steckengebliebenen Eisenbahnzug bei Unterurbach, der ebenfalls ausgeplündert wurde; mancher weiß noch davon.

So soll diese historische Erinnerung mit der Hoffnung beschlossen werden, daß den künftigen Generationen solch stürmische und gefährliche Zeiten erspart bleiben.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom April 1975

„Als die Amerikaner in Urbach einzogen ...“

URBACH. Am 30. Januar 1933 bewegte sich ein Zug braunbehemdeter, meist jüngerer Männer die Schraie herauf, zog vors Rathaus und hißte die Hakenkreuzflagge – am 21. April 1945 hißte ein französischer Kriegsgefangener, er meinte es gut mit den Deutschen, aus dem Haus der Bahnhofswirtschaft in Unterurbach (Fazler) ein weißes Tuch als Flagge der Ergebung gegenüber den Amerikanern. Die waren nämlich im Morgengrauen dieses Tages in den beiden Urbach eingezogen.

Wochen und Tage vorher schon grollten dieses Ereignis kündende Beben über Urbach hinweg. Feindliche Tiefflieger rasten völlig ungehindert über das Dorf und hatten es besonders auf Lokomotiven drunten auf der Bahnstrecke abgesehen. In dem Einschnitt unter der Brücke zum Hegnauhof verweilte manchmal ein Zug schutzsuchend. An etliche Züge war am Schluß ein flacher Güterwagen, mit Flak bestückt, angehängt. Entlang der Straße nach Plüderhausen, bei der alten Remsbrücke nahe dem

Bahnübergang und anderswo hob der „Volkssturm“ Schützenlöcher zur Panzerbekämpfung aus. In die steinernen Bogen jener damaligen Brücke wurden Sprenglöcher gebohrt. Mitte April etwa kam Einquartierung deutscher Soldaten ins Dorf, die auf dem Durchzug waren; man erfuhr nichts Ermunterndes von ihnen, in den folgenden Tagen war aus der Ferne von Westen her schwerer Geschützdonner zu vernehmen, für viele ein erstmaliges Ereignis in ihrem Leben überhaupt. Schließlich, am 18. oder 19. April, wurde aus Waiblingen das Code-Wort „Nero“ telefonisch durchgegeben. Dies bedeutete praktisch die Anweisung an die örtliche Behörde, den Notvorrat an Lebensmitteln, der im Rathaus lagerte, an die Bevölkerung auszugeben. Dieses Vorhaben wurde „ausgeschellt“, und während ein paar Abendstunden drängte man sich auf dem Rathaus, um gegen den Lebensmittelausweis kostenlos einiges an Nahrung zu „fassen“. Einen Koffer brauchte man dazu nicht. Heimliche „Widerstandskämpfer“ wagten bereits spitze

Sprüche gegenüber Parteileuten.

Weil während des ganzen 20. April, eines Freitags, allemal wieder Artilleriefeuer aus der Nähe über den Ort ging, waren viele Einwohner und besonders die Kinder in den Keller-Luftschutzräumen untergebracht. Es war am Abend noch hell, als Granaten in der Gegend um die Kirche einschlugen: beim „Röble“, beim „Schäfer-Schiek“, auf der „Hauptwache“ und in Ernst Mehls Garten. Zwei Frauen wurden durch Granatsplitter getötet, eine aus Stuttgart evakuierte schwer verletzt. Im ersten Stock der Südwestecke des Schulhauses schlug ein Geschoß in einen Saal, der mit ausgelagerten Waren einer Schorndorfer Firma bis an die Decke vollgestopft war. Auch einige Kannen mit explosiv-brennbarer Flüssigkeit waren darunter. Diese entzündete sich beim Einschlag und setzte Saal und schließlich Schulhaus in Brand. Angesichts der Unsicherheit der Situation – kommen noch mehr Granaten? – war es verständlich, daß die Löschmannschaft zunächst nicht in Scharen herbei-

eilte. Allmählich konnte man aber dann doch von einer Bekämpfung des Feuers reden. Wahrscheinlich sahen die amerikanischen Kanoniere im Schwanfeld über Plüderhausen den Erfolg ihrer Schießerei als Flamenschein am Himmel, und so rückten am nächsten Morgen die Amerikaner mit Panzern und auch sonst, wie man sehen konnte, rundum schwer bewaffnet in Urbach ein, vom Hag, von der jetzigen Seehalde her und über die Hauptstraße unten. Die Beseitigung einer Panzersperre beim „Rößle“ war für sie nur die Manöverschießübung eines Panzers, der eine Weile auf der „Hauptwache“ stand, und danach konnte man die Soldaten bald überall sehen, nicht blutrünstig, aber äußerst vorsichtig. Die „Werwolf“-Sprüche der Hitlerpropaganda hatten offenbar gewirkt. Man sah keinen „Ami“ unbewaffnet, und man will beobachtet haben, daß sie selbst aufs Örtchen die Waffen mitnahmen.

Es wurde eine Sperrzeit angeordnet: von 18 Uhr bis 6 Uhr früh durfte niemand das Haus verlassen. In den nächsten Tagen mußten alle Waffen, die sich bei der Zivilbevölkerung befanden, ab-

geliefert werden, Namen wurden nicht registriert. Es war erstaunlich zu sehen, wie da viele friedliche Bürger sich doch ein scharfes Pistole oder ein Gewehr angeschafft hatten, für irgendeine freilich nur vage vorgestellte Notsituation. Man dachte vor Kriegsende dabei etwa daran, daß sich die vielen verschleppten ausländischen Zwangsarbeiter gegen die Deutschen wenden könnten. Trotz des offiziell bestehenden Verbots für die amerikanischen Soldaten, sich mit den Deutschen in freundschaftliche Gespräche einzulassen (Fraternisierung), kam es natürlich zu mancherlei ganz normalen menschlichen Begegnungen zwischen Amis und Urbachern. Manchen GI stach eben doch die Neugierde, zu sehen, wie sich so ein deutsches Bauern- oder Bürgerhaus von innen her ausnahm. Zigaretten, ham and egg (Schinken mit Ei in Dosen), Orangen, Schokolade, erster Kaugummi halben, Brücken zu bauen. Manch einer legte sogar im Flur seine Rüstung ab, ehe er in die gute Stube geführt wurde. Allerdings kam dann doch eine harte Zeit. Da erschien an vielen Haustüren ein kriegsmäßig aufgetakeltes Kommando der Besatzungsmacht und ver-

kündete den erstaunten Bewohnern, daß sie ihr Haus binnen dreier Stunden zu verlassen hätten, weil darin US-Soldaten untergebracht würden. Die ganze Siedlung am Kreuzweg, die Gartenstraße, Mühlstraße, Häuser um „Hauptwache“ und Kirche waren davon betroffen. Man flüchtete zu guten Nachbarn und Bekannten. Es war dann oft sehr nützlich, wenn man sich ein wenig der englischen Sprache bedienen konnte; etwa, wenn da vor dem Haus am Gartenzaun aus unerfindlichen Gründen das beste Stück aus dem Porzellanservice, die Kaffeekanne mit Goldrand stand, oder wenn man von sonstigen Haushalt-Utensilien irgend etwas dringend haben wollte. Im allgemeinen waren die Boys nett und besonders kinderfreundlich. Kleinste Leutchen lernten durch sie erstmals kennen, wie eine Orange schmeckt, wenn auch manchmal nur auf dem Umweg über eine amerikanische Mini-Abfallgrube hinterm Haus. Eisenbahnverbindung, Licht, Zeitung und Radio fielen aus. Es gab weder Strom noch Lebensmittellieferungen von außen. Nur Milch war übergenuß vorhanden, weil die Kühe nichts von Besatzung und Abgeschnittenheit und da-

von wußten, daß ihr nahrhaftes Produkt nicht abtransportiert werden konnte. Erst als am 8. Mai in den Quartieren der Amis

auffallend lange Licht brannte und laute Jubelgesänge erschallten, ahnte der verschreckte und strapazierte Urbacher Bürger, daß

der Krieg anscheinend zu Ende gegangen war.

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 21. April 1980

Weihnachtsmarkt - ein kleines ideales Staatswesen

URBACH. Der Urbacher Weihnachtsmarkt war zwar schon am letzten Sonntag, und wir haben auch darüber berichtet. Wilhelm Spieth, Rektor i. R., hat ihn aus einer anderen Warte beobachtet und seine Gedanken niedergeschrieben. Hier sind sie:

Wieder Weihnachtsmarkt, diesmal mit einer winterlichen Großkulisse wie aus einer bildlichen Idealmodell-Darstellung einer Weihnachtsmesse. Freilich, Kälte und Schnee erschwerten den Akteuren bei praktischem Tun zuweilen manches. Von den buntgearteten Angeboten an Waren aus zahlreichen Sparten des täglichen Bedarfs und an Gaumengenüssen sei hier nicht die Rede. Lediglich die Sache mit dem weißen Glühwein sei erwähnt.

In der Woche zuvor war das Gerücht umgegangen, die Gemeinde habe, Alt-Urbacher Wen-

gertertradition folgend, aus Erträgen des Weingartens in der Linsenberghalde einen Vorrat „Herbstrot“ (Spätlese) angesammelt und werde diesen für den diesjährigen Markt den verschiedenen Anlieferern zum Kauf zur Verfügung stellen. Offenbar hatte derlei jedoch nur einer geträumt. Also nix roter Glühwein.

Der sinnende Beobachter schaut sich bei anderem um. Da ging am Samstag so nach dem Mittagessen in den verkehrsgestoppten Straßen um die „Hauptwache“ ein seltsames, nur von einzelnen Rufen begleitetes sanftes Fahren an: kleine Laster, Anhängergeführte, gewichtige Schlepper, alle beladen mit zum Teil seltsam anmutendem Material für Marktstände fuhren auf ihnen zugewiesene Plätze.

Die Hauptsache jedoch waren die Mannen, welche jetzt etliches im Kopf und vor sich hatten und nun überall umgingen: Das

waren die Praktiker, die einfach alles können. Ihnen zuzuschauen war eine Freude. Schon, wie sie einen Balken faßten und trugen, an die richtige Stelle setzten, Bolzen schlugen. Schrauben drehten, hämmerten und sägten und Kabel verlegten und nach kurzer Zeit aus einem kleinen Holzhaus zur Tür herausschauten – der schreibende Beobachter, der nur lesen, ein wenig rumdenken, Texte verfassen und sonst noch ein paar andere unscheinbare Sachen zu machen imstande ist, war voll bewunderndem Staunen. Und es kam ihm ein Ausspruch Goethes in den Sinn: „Wenn der Größte ins Wasser fällt, und nicht schwimmen kann, zieht ihn der ärmste Hallore heraus“ (was kann schwimmen; die eben Bewunderten sind selbstverständlich keine „Halloren“ = Salinenarbeiter, das Zitat muß als Gleichnis verstanden werden). Und daß jene Mannen all ihr

Können und Anstrengen kostenlos für ihre kleine Gemeinschaft und für die erwarteten Marktbesucher spenden – auch ganz schön! Solche Haltung hatte gewiß auch die zahlreichen Frauen und Männer bewegt, welche bereits Wochen vorher Zeit, Ideen und Geschicklichkeit darauf verwendeten, Dinge herzustellen, welche auf dem Markt angeboten waren.

Man könnte mit freundlicher Phantasie das ganze vielgestaltige, harmonische, auf gemeinnütziges Tun ausgerichtete Zusammenwirken als ein kleines ideales Staatswesen betrachten, in welchem Selbstlosigkeit eine bewegende Rolle spielt – wenn man so etwas vergrößern könnte. . .! Utopie, klar. Aber betrachten und bewundern in solcher

Weise und den Beteiligten davon sagen, darf man wohl.

Auch, daß ganz junge Leute da und dort mit Eifer bei der Sache waren, ist hoch erfreulich. Da spülte ein blondmähniger Junge den ganzen Sonntagnachmittag im Freien Trinkgläser, unermüdlich. Wir nannten ihn schließlich Panther, weil er plötzlich einmal aus dem Stand per Flanke übers Mäuerchen sprang, um sich in (m)einem Garten „seitwärts in die Büsche“ zu schlagen.

Und für die Besucher des Marktes ist das ausgedehnte Herumwandeln im Gedränge allemal ein erwartetes und willkommenes Vergnügen. Schon Goethe hat Derartiges zu deuten verstanden, wie seine Verse weisen, die von einem Spaziergang erzählen: „Ich höre schon des Dorfs

Getümmel, hier ist des Volkes wahrer Himmel. . .“

Allein der Aufenthalt in einer großen Ansammlung freudig gesinnter Menschen ist eine starke, für alle wohltuende Ablenkung, ist ein ständiges, unverbindliches Begegnen mit den verschiedensten Arten von Menschen, welche Erheiterung, Bewunderung, Belächeln, Staunen erregt, auch Wünsche oder Vorsätze wecken kann. Hugo von Hofmannsthal (Text zum „Rosenkavalier“) meinte, Begegnen sei „ein Zueinandertrachten“.

Und, wieder daheim, sagt eine wohl: „Dia isch abber au schein alt worde...“ oder: „Gell, der hot sich guet ghalte.“

Artikel „Schorndorfer Nachrichten“ vom 11. Dezember 1998



Verein zur Pflege Urbacher Orts- und Heimatgeschichte

Werden Sie Mitglied beim Urbacher Geschichtsverein

1994 wurde der Urbacher Geschichtsverein gegründet, dessen Mitglieder sich dem örtlichen Brauchtum und der Vergangenheit Urbachs widmen.

Der Geschichtsverein will zusammen mit der Urbacher Bürgerschaft zur Pflege und Bewahrung von Zeugnissen örtlichen Brauchtums beitragen.

Neben dem Sammeln, Pflegen und Erforschen von Exponaten für das „Museum am Widumhof“ und deren Präsentation im Rahmen von Ausstellungen hat sich die Museumsarbeitsgruppe im Geschichtsverein das Veranschaulichen zeitgeschichtlicher Zusammenhänge zur Aufgabe gemacht.

Wenn Sie das Wirken des Urbacher Geschichtsvereins unterstützen möchten, so laden wir Sie zur Mitgliedschaft ganz herzlich ein. Auch in der Museumsarbeitsgruppe sind neue Mitwirkende jederzeit herzlich willkommen. Treffpunkt ist immer montags ab 19.30 Uhr im „Museum am Widumhof“, Mühlstraße 11.

Wir geben Ihnen gerne weitere Auskünfte:

Jürgen Schunter, Telefon 80 07-30

Josef Toth, Telefon 8 25 69

Horst Völker, Telefon 8 77 30

Walter Wannewetsch, Telefon 8 42 64

Geschäftsstelle:

Konrad-Hornschuch-Str. 12 (Rathaus)

73660 Urbach

Telefon (0 71 81) 80 07-30

Telefax (0 71 81) 80 07-55

E-Mail: schunter@urbach.de